

**Fernsehen: Kurt Felix über Ingrid Deltenre**

Nummer 24 – 11. Juni 2009 – 77. Jahrgang  
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Swiss Federer**

Der erfolgreichste Botschafter der Schweiz seit Winkelried und Wilhelm Tell.

*Von Andreas Kunz*

## **Justiz-Affäre Holenweger**

Wie die Strafverfolger ihr eigenes Versagen vertuschen. *Von Daniel Ammann*

## **«Entwicklungshilfe ist tödlich»**

Die afrikanische Ökonomin Dambisa Moyo klagt an.

*Von Carmen Gasser*



Editorial

# «Gummi-bärchenwahl»

Erfreuliche Europawahl.  
Der Bundesrat weiter im  
Absichts. Das neue Aktienrecht.  
Von Roger Köppel

Zwei Merkmale kennzeichnen die Europawahl vom letzten Wochenende: eine nicht eben berauschende, aber keineswegs unterirdisch tiefe Wahlbeteiligung und eine grenzübergreifende Schlappe der sozialdemokratischen Parteien. Beides spricht für die Reife der europäischen Wähler. Durch die Wahlbeteiligung gaben sie zu verstehen, dass sie sich nur beschränkt für die EU interessieren. Dieser Befund kommt nur für jene überraschend, die ein Parlament, das weder Regierungen formen noch Gesetze verabschieden kann, für ein richtiges Parlament halten.

Die Wahlbeteiligung ist eine indirekte Kritik an der fehlkonstruierten Union, die ein mit erheblichen finanziellen Privilegien ausgestattetes Parlament unterhält, dem alle we-



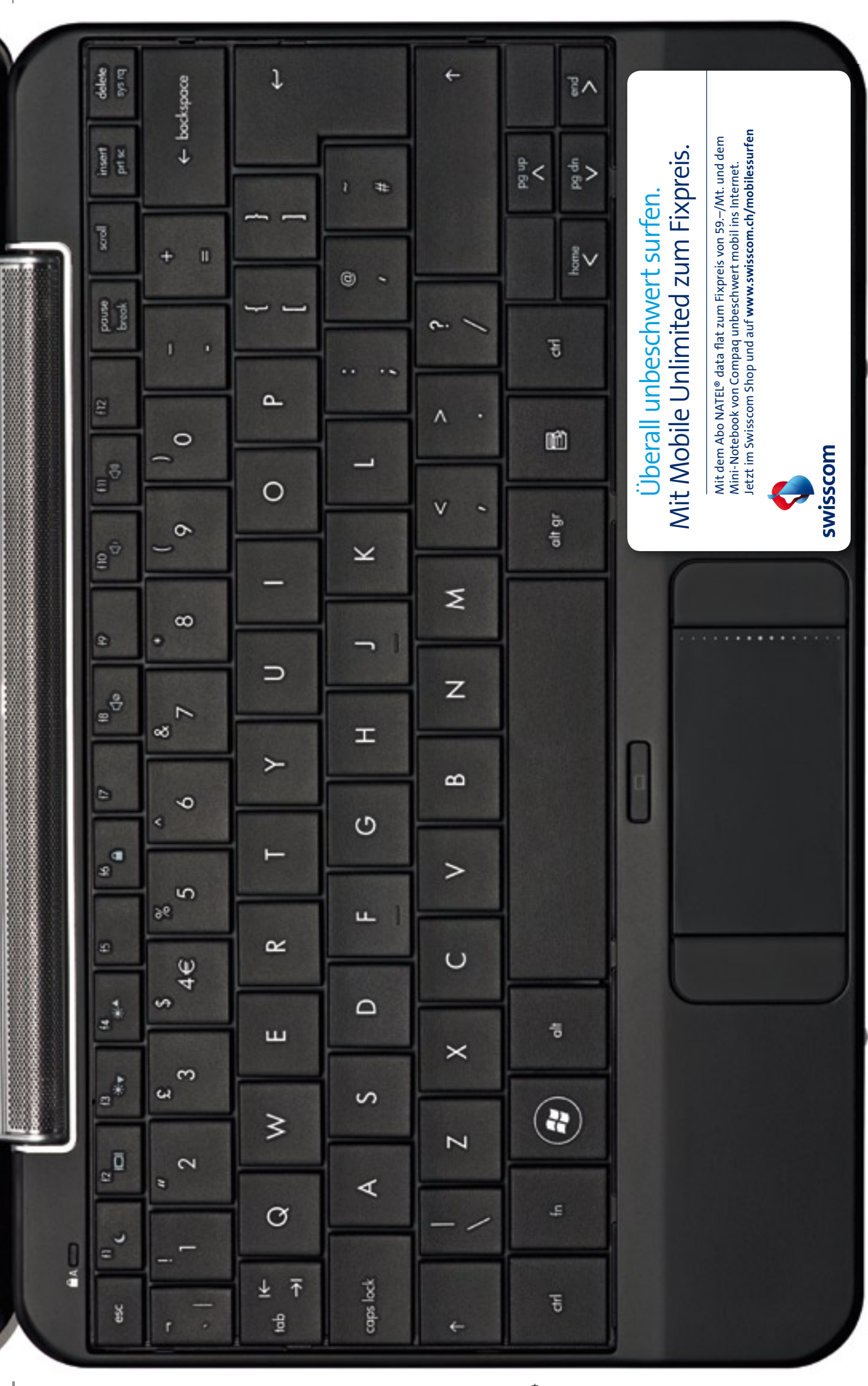
Apfelhäutchendünne Überschussdecke.

durch einen schlanken Staat und möglichst niedrige Belastungen des privaten Sektors auszeichnen sollte.

Die schwarzen Löcher in den IV-Kassen werden grösser. Im Asylwesen steigen wieder die Kosten. Die Arbeitslosenversicherung läuft aus dem Ruder, obwohl nach übereinstimmenden Befürchtungen die grossen Entlassungswellen erst bevorstehen. Ungeachtet dessen verbreitete der Bundesrat im Vorfeld der Personenfreizügigkeitsabstimmung heiter Zuversicht, als es darum ging, die in einer Rezession drohenden Mehrbelastungen der Sozialwerke durch Zuwanderung kleinzureden. Die Sogwirkung des gutausgestatteten Sozialstaats wurde ausgeblendet. Angefeuert vom Wirtschaftsdachverband Economiesuisse und vom Think-Tank Avenir Suisse, verstieg man sich zu kostenblindenden Szenarien. Die europapolitische Öffnungsideologie verstellte den Blick auf elementare volkswirtschaftliche Zusammenhänge. Wer die Stirn runzelte, galt als Hinterwäldler oder, schlimmer noch, als Sympathisant der SVP. Bevor sich unsere Politiker und Bundesräte weiter auf «abzockende» Manager und «unfähige» Firmenchefs einschliessen, sollten sie dringend den eigenen Laden in den Griff bekommen.

In Bern wird ein neues Aktienrecht disku-





## Überall unbeschwert surfen. Mit Mobile Unlimited zum Fixpreis.

Mit dem Abo NATEL® data flat zum Fixpreis von 59.-/Mt. und dem Mini-Notebook von Compaq unbeschwert mobil ins Internet. Jetzt im Swisscom Shop und auf [www.swisscom.ch/mobilesurfing](http://www.swisscom.ch/mobilesurfing)



**swisscom**

VOR IHNEN STEHT DIE ZUKUNFT.

# DER NEUE LEXUS RX 450h VOLLHYBRID.

Diese beeindruckenden Werte garantiert Ihnen schon heute und nicht erst in ferner Zukunft exklusiv der neue Lexus RX 450h:

**6,3 l** Verbrauch auf 100 km\*

**A** Energieeffizienz-Kategorie

**0** Emission im Stop-Go-Verkehr

**299 PS** (220 kW) Leistung

**148 g/km** CO<sub>2</sub>\*



**LEXUS  
HYBRID  
DRIVE**

DER EINZIGE SEINER KLASSE MIT ECHTER HYBRIDTECHNOLOGIE. TESTEN SIE JETZT DAS ORIGINAL VON LEXUS.

Mit seiner zukunftsweisenden Vollhybridtechnologie setzt der neue RX 450h den Massstab. Er verfügt über Lexus Hybrid Drive, die bahnbrechende Technologie für mehr Leistung und weniger Verbrauch, und ist damit klarer Leader in seinem Segment. Unübertroffen ist auch seine komplette Serienausstattung: Rückfahrkamera, Lederausstattung und ein Premium-Soundsystem mit 9 Lautsprechern und 6-fach-CD-Wechsler sind beispielsweise inklusive. Optional kann der neue RX 450h etwa mit einem Head-up-Display und wegweisendem Pre-Crash-Sicherheitssystem zusätzlich veredelt werden. Testen Sie die weltweit einzige Premium-Gelände-Limousine mit Vollhybridantrieb (ab Fr. 85 600.-)\*\* jetzt bei Ihrem Lexus Partner. Mehr Infos und Probefahrtanmeldung unter [www.lexus.ch](http://www.lexus.ch)

VOLLGARANTIE UND  
GRATISSERVICE WÄHREND  
100 000 KM  
INNERHALB VON 3 JAHREN

 **LEXUS**

\* Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 80/1268/EWG gesamt 6,3 l/100 km. Durchschnittswert CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km.

\*\* Unverbindlicher Nettopreis.



## Intern

Seit am French Open in Paris Rafael Nadal und Novak Djokovic, die beiden grössten Konkurrenten von Roger Federer, aus dem Turnier geflogen waren, war unser Redaktor Andreas Kunz vor lauter Nervosität praktisch arbeitsunfähig. Zur Beruhigung schickten wir ihn



**Historischer Triumph:** Federer in Paris.

für das Finalwochenende nach Paris. Hinter den Kulissen des Grand-Slam-Turniers erlebte Kunz, wie Federer seinen historischen Triumph bewerkstelligte. Vor allem aber spürte er überall den grossen Respekt, der dem Schweizer Star entgegengebracht wird. **Seite 12**

Seit fünf Jahren schreibt Daniel Ammann über das Strafverfahren gegen den Zürcher Bankier Oskar Holenweger, welcher der Geldwäscherei für Drogenkartelle beschuldigt wird. Er machte publik, dass die Bundesanwaltschaft einen kolumbianischen Drogenbaron als bezahlten Spitzel engagiert und einen deutschen Polizisten als verdeckten Ermittler auf Holenweger angesetzt hatte. Jetzt zeigt Ammann auf, dass die Strafverfolgungsbehörden des Bundes wichtige Akten vertuschen. Sie belegen, dass Bundesanwaltschaft und Bundeskriminalpolizei die Kontrolle über den Fall Holenweger schon früh entglitt. **Seite 28**

Er präsidiert einen der bedeutendsten Wirtschaftsverbände der Schweiz und leitet seit 25 Jahren einen grossen Industriebetrieb. Roger Köppel traf den 57-jährigen FDP-Politiker Johann Schneider-Ammann in den Wandelhallen des Bundeshauses. Thema war sein Plan, der strudelnden Exportindustrie mit staatlichen Kreditbürgschaften unter die Arme

zu greifen. Aus der politischen Diskussion ergaben sich andere Themen. So erfuhren wir, wieschwierig, aber auch faszinierend es ist, die Nachfolge in einem Familienunternehmen zu



**Tierarzt-Tugenden:** Schneider-Ammann.

regeln. Der millionenschwere Berner Baumaschinenhersteller berichtete von seinem Vater, einem Tierarzt, der sich ohne Krankenkassen im freien Markt durchschlagen musste und zum Vorbild des Sohns avancierte. Noch intimer wurde das Gespräch, als es um die Nachtschlektüre des Politikers ging. **Seite 34**

Mit Erfolgsautorinnen einen Interviewtermin abmachen ist alles andere als einfach. So auch im Fall von Dambisa Moyo, die mit ihrem Bestseller «Dead Aid» mittlerweile die Liste der *New York Times* erklimmen hat. Der Mail-Verkehr dauerte, nachdem der Verlag endlich ihre E-Mail-Adresse herausgerückt hatte, ewig. Damit nicht genug. Die Erfolgsautorin kam eine halbe Stunde zu spät zum Treffen mit unserer Redaktorin Carmen Gasser in London, ging dafür aber eine halbe Stunde früher. Immerhin gab die Afrikanerin im teuren Deux-Pièces, in hochhackigen Pumps und mit dezentem Lidschatten, ein tadellos strukturiertes Interview. Frage, Antwort, keine Abschweifungen oder langweilige Erzählungen. Vierzig Minuten später wirbelte sie zum nächsten Interview; zu spät, versteht sich. **Seite 48**

Direkt aus der Redaktion senden wir ab sofort den *Weltwoche*-Videokommentar. Roger Köppel und weitere Autoren kommentieren in drei bis vier Minuten die Themen der Woche. Der Beitrag wird montags um 15 Uhr auf unserer Homepage aufgeschaltet. Alle Videos finden Sie unter [www.weltwoche.ch/video-kommentar](http://www.weltwoche.ch/video-kommentar).  
*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: [redaktion@weltwoche.ch](mailto:redaktion@weltwoche.ch)  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: [aboservice@weltwoche.ch](mailto:aboservice@weltwoche.ch)

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

**E-Mail-Adressen:** [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Markus Somm

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehriger, Philipp Gut (*Leitung Kultur*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huissingel, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Bildredaktion:** Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

**Layout:** Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig

**Internet:** Andreas Thut (*Leitung*)

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

**Verlagsleitung:** Maike Juchler

**Marketing:** Sandra Millius (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

**Anzeigeninnendienst:** Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)

**Internetverkauf:** Publicitas web2com AG

**Tarife und Buchungen unter:** Tel. 044 250 31 91

E-Mail: [saleservices.web2com@publicitas.com](mailto:saleservices.web2com@publicitas.com)

**Druck:** Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*





## BERUF: SCHAUSPIELER BERUFUNG: PILOT

Er ist berühmt als Star, als vielseitiger Schauspieler. Aber John Travolta ist auch ein versierter Pilot mit über 5000 absolvierten Flugstunden, und er besitzt Zulassungen für acht verschiedene Flugzeugtypen, u.a. für die Boeing 747-400 Jumbo Jet. Alles, was mit der authentischen Fliegerei zu tun hat, fasziniert ihn. So auch die Instrumentenuhren von Breitling. Seit 1884 nimmt Breitling an sämtlichen bedeutenden Momenten bei der Eroberung des Luftraums teil – oft sogar hautnah. Ihre Chronografen erfüllen höchste Kriterien in Sachen Präzision, Robustheit und Funktionalität. Deshalb arbeiten in allen ihren Zeitmessern von der Offiziellen Schweizerischen Chronometerkontrolle (COSC) zertifizierte Werke. Breitling ist eben nicht aus Zufall anerkannte Lieferantin der Aeronautik.

[WWW.BREITLING.COM](http://WWW.BREITLING.COM)



*Breitling Navitimer  
Ein Kultobjekt für Aeronautikliebhaber.*



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

## «Gummibärchenwahl»

Erfreuliche Europawahl. Der Bundesrat weiter im Abseits. Das neue Aktienrecht.

Von Roger Köppel

Zwei Merkmale kennzeichnen die Europawahl vom letzten Wochenende: die schwache Wahlbeteiligung und eine grenzübergreifende Schlappe der Sozialdemokraten. Beides spricht für die Reife der europäischen Wähler. Durch die im historischen Vergleich rekordverdächtig tiefe Wahlbeteiligung gaben sie zu verstehen, dass sie sich nur beschränkt für die EU interessieren. Dieser Befund kommt nur für jene überraschend, die ein Parlament, das weder Regierungen formen noch Gesetze verabschieden kann, für ein richtiges Parlament halten.

Die Wahlbeteiligung ist eine indirekte Kritik an der fehlkonstruierten Union, die ein mit erheblichen finanziellen Privilegien ausgestattetes Parlament unterhält, dem alle wesentlichen parlamentarischen Eigenschaften abgehen. Dass die Europäer eine solche Wahl nicht elektrisiert, spricht für die Europäer und gegen das aufgeblähte, von lauter ehemaligen und abgehalfterten Politgrössen bevölkerte Gremium.

Auch die Absage an die europäischen Sozialdemokraten ist ein interessantes Indiz. Die Mitte-links-Parteien verbindet über alle Unterschiede hinweg ein zentrales Anliegen: Sie treten für mehr Staat und weniger Freiheit ein. Sie fordern gigantische Konjunkturprogramme und Hilfspakete für marode Firmen. Sie haben geglaubt, der Appell an die unfinanzierbare Erhaltung rettungslos verlorener Arbeitsplätze lasse sich in politisches Kapital ummünzen. Das Gegenteil trat ein. Offensichtlich glauben die Europäer nicht an das von ihren Linkspolitikern seit Monaten herbeihalluzinierte «Ende des Kapitalismus». Trotz dem oberflächlichen Reiz staatlicher Subventionen zur Konservierung gefährdeter Arbeitsstellen wurde der Unsinn solcher Versprechungen durchschaut.

Die Völker sind ganz offensichtlich klüger als ihre Linkspolitiker. Hier liegt ein interessanter Unterschied zur letzten grossen Wirtschaftskrise in den dreissiger Jahren: Damals war das Vertrauen in die Marktwirtschaft so schwach, dass rote und braune Sozialisten ihre mörderischen Experimente starten konnten. Im Namen des Staates wurde ein gnadenloser Kollektivismus zelebriert, der in Massenmord und Krieg enden musste.

Die Europawahl vom letzten Wochenende war weder eine «Gummibärchenwahl» noch



Apfelhäutchendünne Überschussdecke.

ein «demokratischer Zusammenbruch», wie die *Süddeutsche Zeitung* erwartungsgemäss vom hohen Ross herab vermerkte. Die Europawahl war eine weitere, durchaus vernünftige und nachvollziehbare Willensäusserung der Europäer, die eben anders denken und fühlen als die beleidigten Funktionäre und Kommentatoren, die sich weigern, die demokratischen Prinzipien ernst zu nehmen, die sie laufend predigen.

Wenn unter Regierung die Fähigkeit zur planenden Weitsicht verstanden wird, dann stehen wir vor einem weiteren Versagen des Bundesrats. Die peinliche Schlampe um Kundendaten der Grossbank UBS im letzten Herbst ist in bester Erinnerung. Jetzt lässt der Bundesrat auch die Sozialwerke gegen die Wand fahren. Schon vor Jahresfrist wurde an dieser Stelle auf die sich abzeichnenden Engpässe bei der Arbeitslosenversicherung hingewiesen. Dass die Kassen am Ende einer gewaltigen Hochkonjunktur nur mit einer apfelhäutchendünnen Überschussdecke dastanden, war ein Beispiel für schlechtes Management.

An der Frühjahrssession in Bern wurde diese Woche ruchbar, dass sich die Schulden alsbald auf 10 Milliarden Franken verdoppeln werden. Der Ständerat sah sich gezwungen, die Abgaben zu erhöhen, um dann in besseren Zeiten eine Sanierung an die Hand zu nehmen. Das ist Gift für einen Wirtschaftsstandort, der sich durch einen schlanken Staat und möglichst niedrige Belastungen des privaten Sektors auszeichnen sollte.

Die schwarzen Löcher in den IV-Kassen werden grösser. Im Asylwesen steigen wieder die Kosten. Die Arbeitslosenversicherung läuft aus dem Ruder, obwohl nach übereinstimmenden Befürchtungen die grossen Entlassungswellen erst bevorstehen. Ungeachtet dessen verbreitete der Bundesrat im Vorfeld der Personenfreizügigkeitsabstimmung heiter Zuversicht, als es darum ging, die in einer Rezession drohenden Mehrbelastungen der Sozialwerke durch Zuwanderung kleinzureden. Die Sogwirkung des gutausgestatteten Sozialstaats wurde ausgeblendet. Angefeuert vom Wirtschaftsdachverband Economiesuisse und vom Think-Tank Avenir Suisse, verstieg man sich zu kostenblinden Szenarien. Die europapolitische Öffnungs-ideologie verstellte den Blick auf elementare volkswirtschaftliche Zusammenhänge. Wer die Stirn runzelte, galt als Hinterwäldler oder, schlimmer noch, als Sympathisant der SVP. Bevor sich unsere Politiker und Bundesräte weiter auf «abzockende» Manager und «unfähige» Firmenchefs einschliessen, sollten sie dringend den eigenen Laden in den Griff bekommen.

In Bern wird ein neues Aktienrecht diskutiert. Verschiedene Vorstösse liegen auf dem Tisch. Allen gemeinsam ist das Ziel, die Rolle des Aktionärs bei der Aufsicht und Wiederwahl der Verwaltungsräte zu stärken. Gut so. Der Schweizer Unternehmer Thomas Minder fordert in seiner «Abzocker-Initiative» darüber hinaus eine weitergehende Aufmöbelung der Generalversammlungen. Die Aktionäre sollen nicht nur die Zusammensetzung und Vergütungsstruktur der Aufsichtsgremien bestimmen, sondern auch weitgehend Einfluss nehmen auf die Löhne in den Geschäftsleitungen, auf Abgangsentschädigungen und andere Fragen. Das mag gut gemeint sein, aber es ist falsch. Verwaltungsräte haben die Verantwortung für Unternehmensstrategien, und in diesen Bereich fallen Auswahl und Kontrolle des obersten operativen Führungspersonals sowie die Genehmigung der Vergütungssysteme. Mehr nicht. Es ist nicht die Aufgabe von Generalversammlungen, sich die Rolle von Verwaltungsräten anzumassen. Die Verwischung der Zuständigkeiten und der Verantwortung, die immer ungeteilt ist, würde sich verheerend auswirken.

Es ist richtig, die Rechte der Aktionäre zu stärken. Es ist berechtigt, wenn Aktionäre die Verwaltungsräte enger führen und diese sich jedes Jahr zur Wiederwahl stellen müssen (die aktuellen Vorschläge begnügen sich mit einer dreijährigen Frist). Es ist falsch, die Generalversammlungen zu Pseudoverwaltungsräten aufzurüsten.

### Im Internet

Videokommentar von Roger Köppel auf [www.weltwoche.ch/videokommentar](http://www.weltwoche.ch/videokommentar)





*Ikone der Traumfrau: Fawcett-Poster. Seite 47*



*Aussichtslos: Gegenkandidat Mussawi. Seite 23*



*Ausgeträumt: Das Ende von GM. Seite 40*



*Subversiv: Emily the Strange. Seite 38*

## Aktuell

### 7 Editorial

### 11 Kommentar Kluge Behörden – dummes Volk

### 12 Der Welt die Schweiz erklärt

Bei seinem Triumph in Paris zeigte Roger Federer Schweizer Tugenden, die im Ausland schon fast vergessen sind. Ein Blick hinter die Kulissen am historischen Tag

### 14 Le «Rodgeur» Warum die Franzosen Federer am liebsten adoptieren möchten

### 16 Das Licht wird mit dem Hammer ausgemacht Kurt Felix zum Abschied von Fernsehdirktorin Ingrid Deltene

### 17 Personenkontrolle Berset, Levrat, Grunder, Huber, Strehle

### 18 Papiertiger zeigt Zähne Die Finanzmarktaufsicht fordert Standards für Bonuszahlungen, um unabhängig zu wirken

### 20 Ein sanftmütiger, fröhlicher Mensch Ein Populist, der weiss, wie er die Medien provozieren kann – Leon de Winter über den niederländischen Erfolgspolitiker Geert Wilders

### 22 Stehaufmännchen Premier Brown nach der Schlappe

### 23 Illusion der Wende Nach einer Abwahl des iranischen Präsidenten Achmadinedschad würde sich wenig ändern

### 24 Mörgeli Nichts als die Wahrheit

### 24 Bodenmann Gefängnisse nachfüllen

### 25 Medien Lektion in Chaos-Management!

### 25 Wortkontrolle «Schwule Pinguine»

### 26 Leserbrief

## Hintergrund

### 28 Böser Verdacht

Akten zum fragwürdigen Geldwäscherei-Verfahren gegen Bankier Oskar Holenweger werden vertuscht

### 30 Was von den Vorwürfen bleibt Eine Einschätzung

### 31 Kurz vor dem Bankrott

Krankenkassen leiden unter erzwungenem Reservenabbau

### 32 Frage des politischen Willens

Die Probleme rund um den Zürcher Flughafen wären lösbar

### 34 «Da suche ich noch»

Begegnung mit dem FDP-Politiker Schneider-Ammann

### 36 Peinliche Skandale

Sexuelle Belästigung bei den Vereinten Nationen

### 38 Heldin in der Krise

Der Cartoonfigur Emily the Strange droht der Weltruhm

### 40 Ende einer Epoche

General Motors, die erfolgreichste und grösste Firma von Amerika, ist bankrott. Saga von Triumph und Elend

### 44 Sie nennen ihn den «Verrückten»

Porträt des Unternehmer-Pioniers Donald Hess

### 46 Theaterschwindel

Wo der abtretende Intendant Matthias Hartmann recht hat

### 47 Miss Unbeschwert

Der letzte Kampf der Farrah Fawcett





«Ich wollte Hostess werden»: Bestseller-Autorin Moyo. Seite 48

## Interview

### 48 «Entwicklungshilfe ist tödlich»

Die Erfolgsautorin Dambisa Moyo erzählt, wie sie es von Afrika aus in die Welt der Hochfinanz geschafft hat und weshalb Afrika aufgrund der Entwicklungshilfe heute ärmer ist als vor fünfzig Jahren

## Stil & Kultur

### 52 Ein Fall von Glück Raqib Shaw

### 54 Namen Von Kate Winslet bis Katy Karrenbauer

### 55 MvH Mein Los

### 56 Im Gespräch José Carreras, Startenor

### 57 Luxus Schönheit überm Meeresspiegel

### 58 Auto Audi TTS Roadster S tronic

### 59 Objekte Schlafphasenwecker von Axbo

### 59 Wein Riesling Tradition 2005, Riesling Heiligenstein 2007

### 60 Bestseller

### 60 Eine Suchtnatur

Per Olov Enquists Selbstenthüllungsbuch «Ein anderes Leben» ist gleich nach Erscheinen zum Klassiker erklärt worden

### 62 Film «The Limits of Control»

### 62 Jazz Miroslav Vitous Group

### 63 TV-Serien Das bessere und billigere Kino

### 64 Doppelpass Elterngespräch: Folge 29 des Fortsetzungsromans

### 66 Hochzeit Tanja Müller und Beat Schöneck

## Autoren in dieser Ausgabe

### Leon de Winter



Als Schriftsteller und Filmemacher hat sich der Niederländer weit über die Grenzen einen Namen gemacht. Auf Seite 20 porträtiert der Bestseller-Autor den populistischen EU-Gegner und Islam-Kritiker Geert Wilders und beschreibt dessen Erfolg bei den Europawahlen.

### Kurt Felix



Kaum jemand kennt den Schweizer Fernsehbetrieb besser als Kurt Felix. Mit «Teleboy» und «Verstehen Sie Spass?» feierte er grosse Erfolge, und bis heute wird er als kritischer Fernsehkolumnist respektiert. Auf Seite 16 schreibt er über die scheidende Fernsehdirektorin Ingrid Deltenre.

[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Jeden Montag ab 15 Uhr: Der Weltwoche-Videokommentar

Neu gibt's schon zum Wochenbeginn frische Analysen und Meinungen: Direkt aus dem Redaktionsbüro senden wir jeden Montag den *Weltwoche*-Videokommentar. Chefredaktor Roger Köppel und weitere *Weltwoche*-Autoren präsentieren in knapper Form (Dauer drei bis vier Minuten) ihre Ansichten zu den brennenden Themen der Woche. Der Kommentar wird jeweils montags ab 15 Uhr auf unserer Homepage aufgeschaltet. Sämtliche Kommentar-Videos finden Sie unter [www.weltwoche.ch/videokommentar](http://www.weltwoche.ch/videokommentar)

### Platin-Club

**Leserangebot:** Bestellen Sie jetzt 2 Gratis-Kinotickets für das Kino-Highlight «The Taking of Pelham 123» mit John Travolta und Denzel Washington

**Leserangebot:** 20 % Rabatt auf die Biografie «Christoph Blocher – Der Konservative Revolutionär» von Markus Somm (Fr. 38.– statt Fr. 48.–)

**Leserangebot:** 20 % Rabatt auf Tickets vom 23.9. 2009 für «Ballet for Life» von Béjart Ballet Lausanne

**Leserangebot:** Profitieren Sie von 10 % Rabatt auf allen Tickets fürs Opernfestival Avenches

**Produkt des Monats:** 27 % Rabatt auf die Digitalkamera Samsung WB500, 10 Megapixel, 10x Ultra-Weitwinkel-Zoom. Fr. 299.– statt Fr. 409.– (unverbindliche Preisempfehlung).

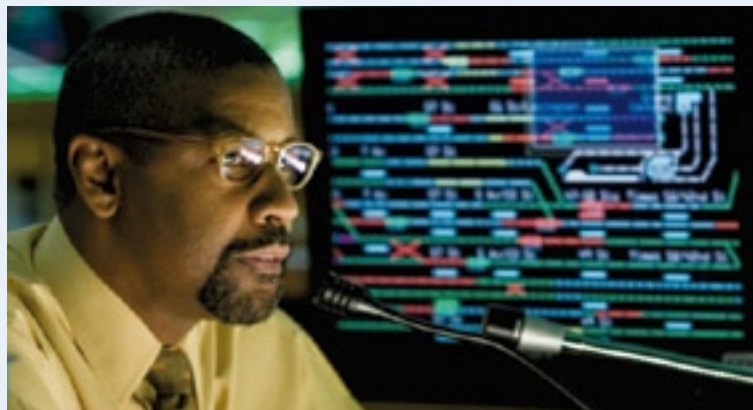
Mehr auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

## Weltwoche-Spezialangebot



Kino-Highlight: «THE TAKING OF PELHAM 123»

Erleben Sie den neuen Actionfilm «THE TAKING OF PELHAM 123» mit John Travolta und Denzel Washington in einer exklusiven Kinovorführung für Weltwoche-Leser. Bestellen Sie noch heute Ihre Tickets.



«THE TAKING OF PELHAM 123» ist der Kino-Thriller des Sommers. Im Rahmen einer exklusiven Spezialvorführung für Weltwoche-Leser bieten wir Ihnen die Gelegenheit, den Film noch vor dem offiziellen Kinostart in der «Arena Filmcity» in Zürich kostenlos zu geniessen.

Der U-Bahn-Zug Pelham 123 wird zum Schauplatz eines brutalen Raubüberfalls, als bewaffnete Männer ihn in ihre Gewalt bringen und die Passagiere samt Zugführer als Geiseln nehmen. Anfangs reagieren alle mit ungläubigem Staunen darüber, wie jemand so verrückt sein kann, einen Zug zu kapern – doch der altgediente Fahrdienstleiter der New Yorker Subway, Walter Garber (DENZEL WASHINGTON), weiss es bald besser. Denn der kaltblütige Anführer der Bande (JOHN TRAVOLTA) hat alles bis ins kleinste Detail durchgeplant. Er fordert ein saftiges Lösegeld innerhalb von einer Stunde – ansonsten wird er damit anfangen, Geiseln zu töten.

Tony Scott («Der Staatsfeind Nr. 1», «Déjà Vu») führte Regie bei diesem spannungsgeladenen, adrenalinreibenden Grosstadt-

Thriller, einem Remake von Joseph Sargents «Stoppt die Todesfahrt der U-Bahn 123» mit Walter Matthau und Robert Shaw aus dem Jahr 1974. In den Hauptrollen liefern sich diesmal mit Oscar-Preisträger Denzel Washington («Training Day», «Inside Man») und John Travolta («Face/Off», «Passwort: Swordfish») zwei wahre Hollywood-Schwergewichte ein schauspielerisches Duell der Extraklasse. In weiteren Rollen agieren James Gandolfini («Das Spiel der Macht», «Die Sopranos», «8mm») und John Turturro («Collateral Damage – Zeit der Vergeltung», «Transformers»).



Mehr Informationen zum Film finden Sie auf [www.pelham123.ch](http://www.pelham123.ch).

«THE TAKING OF PELHAM 123» kommt am 23. Juli 2009 in die Schweizer Kinos.

### Weltwoche-Spezialangebot:

Seien Sie mit dabei bei der Weltwoche-Spezialvorführung von «THE TAKING OF PELHAM 123».

Die Vorführung findet am 14. Juli 2009, 19 Uhr, Saal 4 in der «Arena Filmcity» im Sihlcity in Zürich, statt.

Film in englischer Originalversion mit deutschen und französischen Untertiteln.

Registrieren Sie sich jetzt auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub) und bestellen Sie 2 Gratis-Kinotickets für «THE TAKING OF PELHAM 123».

Die Anzahl Plätze ist limitiert.



## Kluge Behörden – dummes Volk

Von Max Frenkel — Wieder einmal soll der Souverän bei Referenden ausgehebelt werden. Aus Angst, dass er falsch entscheiden könnte. Doch es sind die Behörden, denen man misstrauen müsste.



*Spielchen:* Bundesrätinnen im Abstimmungskampf zur Erweiterung der Personenfreizügigkeit.

Was in Bern zurzeit zum Thema Doppelbesteuerung aufgeführt wird, zeugt nicht gerade von staatsmännischer Würde. Hastig versucht man, ein Pflichtpensum von mindestens zwölf Doppelbesteuerungsabkommen auszuhandeln, um ein Problem zu lösen, das man mit der Hochstilisierung einer schwarzen und dann einer grauen OECD-Liste erst selber geschaffen hat. Denn diese Listen sind vorerst einmal reine Drohungen, um nicht zu sagen Bluff. Nein, bekommt man dazu im Finanzdepartement zu hören, in Deutschland gebe es zum Beispiel Regierungsbestrebungen, mit eigenen Steuervorschriften die wirtschaftlichen Beziehungen zur Schweiz spürbar zu belasten. Ja hat man denn in Bern noch nie etwas von Gegen- oder Retorsionsmassnahmen gehört? Wozu hat man eben noch ein sogenannt hochrangiges Beratergremium eingesetzt? Damit sich das Karnickel nur schon durch den Blick der Schlange lähmen lässt?

Angst hat man allerdings nicht nur vor dem bösen Ausland, sondern auch vor dem eigenen Volk. Denn da gibt es ja das verflixte Referendum, dem nach Artikel 141 der Bundesverfassung Staatsverträge unterstehen, wenn sie «wichtige rechtsetzende Bestimmungen enthalten». Da könnte das tumbe Volk seinen weisen Vertretern mit einem schlichten Nein einen dicken Strich durch die Rechnung machen.

Und nichts fürchten ausgerechnet die Linken aller Parteien so sehr wie das Volk, für das sie doch immer zu sprechen vorgeben. Dieser Gefahr will man – einstweilen erst der Bundesrat – mit zweierlei Tricks begegnen, einem legitimen und einem illegitimen.

### Übung in Demokratie

Legitim ist es, die Volksseele nicht damit zu reizen, dass man zuerst mit Deutschland einen solchen Vertrag aushandelt. Denn das Volk ist wenig gewillt, das von seinen Behörden gezeigte Duckmäusertum auch zum seinen zu machen. Ein Referendum würde bei dieser Ausgangslage sicher ergriffen. Ob dieses erfolgreich wäre, ist allerdings eine andere Frage. Doch – und das ist der illegitime Trick – selbst diese Gefahr soll vermieden werden, indem man, so die schlaue Überlegung, nur das erste Abkommen dem Referendum unterstellt. Dieses erste Abkommen würde man dann mit einem «lieben» Staat abschliessen, Dänemark zum Beispiel oder Luxemburg. Dass hier das Referendum ergriffen würde, wäre in dem hier geschilderten Szenarium zwar nicht undenkbar, der Erfolg wäre hingegen sehr unwahrscheinlich. Und wenn man dann zu Deutschland, Frankreich oder Grossbritannien käme, könnte man sagen, das Thema sei mit dem ersten Vertrag bereits abgehakt worden: kein Referendum. Als ob

nicht jeder Vertrag seine Besonderheiten hätte und als ob es keine Rolle spielen würde, mit wem man «wichtige rechtsetzende Bestimmungen» vereinbart.

Das letzte Mal, da man mit dem Souverän ein solches Spielchen trieb, war eben erst bei der verfassungswidrigen Doppelabstimmung zur unbestrittenen Weiterführung der EU-Verträge und zur unbeliebten Erweiterung der Personenfreizügigkeit. Damals war die Landesregierung zwar gegen eine solche Schlaumeierei; aber sie ist schliesslich lernfähig.

Selbst damals hätte, glaube ich, das Volk der Personenfreizügigkeit zugestimmt. Und es würde auch einem Doppelbesteuerungsabkommen mit der Bundesrepublik zustimmen, wenn die Behörden nicht, wie 1992 kurz vor der EWR-Abstimmung, unglaubliche Dummheiten begehen. Damals schwafelte Adolf Ogi vom EWR als einem Trainingslager für die EU, und der Bundesrat verkündete den EU-Beitritt als strategisches Ziel. Aber im Allgemeinen weiss das Volk in seiner Gesamtheit – im Unterschied zum hyperventilierenden Parlament – sehr wohl zu unterscheiden zwischen Emotion und Zweckmässigkeit.

Es hat darin Übung. Das ist eben der Unterschied zwischen einer der wenigen real existierenden Demokratien auf dieser Welt und ihrer Umgebung: In der Schweiz gehören die Volksabstimmungen dermassen zum Alltag, dass man gelassen mit ihnen umgeht und sie kaum je für politische Abrechnungen mit «denen da oben» missbraucht. Wenn ein deutscher Bewunderer der schweizerischen Demokratie, Joschka Fischer, einmal sagte, es gebe eben doch Fragen, die zu kompliziert seien für den Entscheid der Bürger – und das ist es ja, was auch unsere eingangs erwähnten Linken sagen –, so stimmt das für die Schweiz schlicht nicht. Es würde auch für Deutschland nicht stimmen, wenn es dort eine Tradition, das heisst eine lange Übung der Volksabstimmung, gäbe. Aber es gibt sie nicht. Wenn in der Schweiz etwas zu kompliziert für das Volk ist, dann ist es das mit Sicherheit auch für das Parlament. Die Dummheiten von zwei Millionen Bürgern optimieren sich besser zu einem vernünftigen Entscheid als die von 246 National- und Ständeräten.

Aber gerade die Tendenz der Behörden, den Souverän auszuhebeln, schafft ein Problem. Je häufiger nämlich mit dem Verweis auf irgendwelche Präzedenzfälle, auf Sachzwänge oder auf die Notwendigkeit des «autonomen Nachvollzugs» von EU-Recht die Volksrechte umgangen werden, desto grösser wird die Gefahr, dass diese eben nicht mehr als *courant normal* behandelt, sondern als Anlass genommen werden, um auch hierzulande damit den Behörden ganz andere Botschaften zu übermitteln als einfach die Stellungnahme zu Sachgeschäften. Ist es tatsächlich das, was der Bundesrat und die eidgenössischen Räte, so sie denn wirklich überlegen würden, erreichen wollen? ○

## Wie eine Rolex

Von Andreas Kunz — Bei seinem Triumph in Paris zeigte Roger Federer Schweizer Tugenden, die im Ausland schon fast vergessen sind. Ein Blick hinter die Kulissen des historischen Tages offenbart, welch perfekter Botschafter der Basler für die Schweiz ist.



*Tüchtig, diszipliniert, pflichtbewusst:* Superstar Federer.

Als es endlich vollbracht ist, nach zwei dramatischen Wochen voller Leid und Zweifel, kämpft er nur noch gegen sich selbst. Schon beim Aufschlag zum Matchball hat Roger Federer feuchte Augen. Zur Nationalhymne kullern ihm die Tränen in Grossaufnahme übers Gesicht.

Es ist der Moment, in dem den Journalisten auf der Presstribüne die Superlative ausgehen. Mit seinem 14. Grand-Slam-Sieg und dem lang ersehnten Erfolg am French Open in Paris erreichte Roger Federer Sphären, die «unbeschreiblich» sind. Versucht wird es natürlich trotzdem: Federer ist nun «Der Unsterbliche», «The Champion of the Champions», «Le Maestro», oder «Der Grösste aller Giganten».

Für die Schweiz ist Federer schlicht der beste Botschafter, den sich ein Land wünschen kann. Mitten in der grossen Wirtschaftskrise sorgt er für Euphorie und Selbstvertrauen. In aller

Welt verkörpert Federer das Bild des tüchtigen, erfolgreichen und weltgewandten Eidgenossen. Es gibt keine helvetische Tugend, die Federer nicht auf glanzvolle Weise zu transportieren vermag. Gäbe es für Swisness eine Richterskala, er käme auf eine zwölf.

### Diskussion der Legenden

Schon immer gehörte es zur Eigenart des kleinen Bergvolkes, in irgendeiner Nische zu den Besten der Welt gehören zu wollen. Manche bastelten die grössten Modellflugzeuge, andere köpften bei «Wetten, dass ...?» mit einem Traktor fünf Dreiminuteneier in einer Minute. Roger Federers Revier ist der Tennisplatz. Und an diesem Sonntag, 7. Juni 2009, in Paris hat er dort praktisch alles erreicht. Es war der Tag, an dem Federer der ganzen Welt die Schweiz erklärte.

Paris, 12 Uhr, drei Stunden vor dem Final. Federers grösste Fans sitzen in der «Players Lounge», einer abgetrennten VIP-Zone in den Katakomben des Court Philippe Chatrier, dem grössten Stadion auf der Tennisanlage von Roland-Garros. Überall sitzen ehemalige oder noch aktive Tennisspieler, die Federers Leistung aus eigener Erfahrung beurteilen und schätzen können. Hier in diesem mondänen, exklusiven Klub wird erstmals klar, in welcher Liga der Schweizer spielt. Legendäre Tennisspieler wie Guillermo Vilas, Ilie Nastase oder Ion Tiriac sitzen beim Mittagessen, und in den Diskussionen fallen immer dieselben Wörter: «history», «great», «Federer».

Wimbledon-Sieger Goran Ivanisevic sagt lächelnd: «He'll do it!» Er sitzt neben einer blonden Schönheit, die zu alt ist, um seine Tochter zu sein, und eigentlich zu jung, um



als Freundin durchzugehen. Überhaupt ist die «Players Lounge» voll von schönen Fräuleins. Federers Entourage läuft im Hintergrund praktisch unbemerkt durch den Raum und verschwindet im Kabinengang.

Roger Federer liebt den Glamour, aber nur mit Stil und in Massen. Was den Erfolg beeinträchtigt, wird aussortiert. Er und sein Team funktionieren wie ein Schweizer KMU, das ein Hightech-Produkt in die Welt exportiert. Alles ist bestens organisiert und aufgestellt. Was nicht direkt zum Produkt gehört, geht niemanden etwas an. Wie man eine Privatsphäre wahrt, weiss Federer besser als manche Schweizer Bank. Er hat ein verschwiegenes Umfeld, lebt bald in traditionellen Familienverhältnissen und lässt Paparazzi keine Chance. Selbst wenn die besten englischen Boulevardjournalisten suchen würden: Es liesse sich nichts finden, was eine Skandalgeschichte hergibt. Schweizerisch zurückhaltend überlässt er Party- und Frauengeschichten denen, die nichts anderes zu bieten haben. Einzigartigkeit beweist er als Sportler und Vorbild.

Federer ist ein gutbürgerlicher Schweizer, der in jedem Büro und jeder Fabrik zu finden ist: tüchtig, diszipliniert und pflichtbewusst. Als einziger der Top-Ten-Spieler braucht er nicht einmal einen Coach, der ihn motiviert und anstachelt. Beim Einspielen auf dem Court central erscheint er mit seinem Freund Severin Lüthi, Fitnesstrainer Pierre Paganini und dem ehemaligen Doppelpartner Yves Allegro. Lüthi wirft die Bälle zu, Allegro agiert als Sparringpartner, und Paganini steht am Netz und beobachtet. Es ist 12.30 Uhr, im Stadion sitzen bereits etwa fünfzig Fans, Journalisten und Fotografen, die «Come on, Roger!» rufen. Federer lächelt und winkt mit seinem rot-weissen Racket. Und dann, als ob er seinen Fans einen Zaubertrick schuldig sei, spielt er plötzlich von hinter der Grundlinie einen Stoppball, der im gegnerischen Feld mit derart viel Drall aufprallt, dass er zurück übers Netz auf Federers Seite springt.

Zu seinen Anlagen – dem Talent, der Tenniskunst und Professionalität – gehört spätestens seit diesem French Open auch die Kampfmentalität. Als ob in seinen Genen die Tapferkeit der eidgenössischen Söldnerheerelagerte, kämpfte er sich in Roland Garros nach Rückständen zurück ins Spiel. Dank diesen Efforts vervollständigte er nicht nur sein Palmarès an Grand-Slam-Siegen, sondern auch dasjenige als kompletter Athlet.

An der Pressekonferenz nach dem Spiel wird er heute sagen: «Ich habe schon als Kind gelernt, dass man nicht alles haben kann im Leben. Dass man sich alles hart erarbeiten muss.» Vielleicht hat er das von seiner Mutter gelernt, die Südafrikanerin ist. Vielleicht spielt das aber auch gar keine Rolle, weil Südafrika ein ebenso tüchtiges und vom Rest des Kontinents isoliertes Land ist wie die Schweiz. Der Öster-

reicher Stefan Koubek jedenfalls sagte nach einer gemeinsamen Trainingswoche vor dem French Open: «Ich hätte nie gedacht, dass Federer so viel investiert. Wir haben so hart gearbeitet, wie es nur ging. Bevor es auf den Platz ging, machte er Konditionstraining. Eigentlich bestand die ganze Woche aus Trainieren, Dehnen, Essen und wieder Trainieren.»

Die Schweizer haben lange nicht erkannt, welch fleissiger und harter Arbeiter Federer ist. Sein Spiel sah zu perfekt aus, wie das eines unschweizerischen Überfliegers, dem alles in den Schoss fällt. Erst als er im vergangenen Sommer im Wimbledon-Final gegen Rafael Nadal zu verlieren begann, öffneten sich ihm die Herzen. Die nächste Fehleinschätzung leisteten sich einige Schweizer Journalisten, die Federer heftig kritisierten. Im Restaurant des Presseraums steht Bernie Schär, langjähriger Tennisreporter von Radio DRS. Er steht und hüpfert fast, weil er vor Aufregung unmöglich sitzen könnte. Es ist 14 Uhr, noch eine Stunde bis zum Spiel. Schär zeigt auf *Blick*-Sportchef Walter De Gregorio und ruft: «Du bist der einzige Schweizer Journalist, der Selbstkritik geübt hat.» Alle hätten Federer kritisiert und ab-

---

### Federer und sein Team sind wie ein KMU, das ein Hightech-Produkt in die Welt exportiert.

---

geschrieben. Beim Final in Paris seien sie nun aber wieder dabei, um ihre Elogen zu schreiben. Schär selbst versichert auf Nachfrage, dass er Federer niemals kritisiert, sondern stets an ihn geglaubt habe. «Federer weiss besser als alle anderen, was er zu tun hat», sagt Schär. «Er braucht weder einen Coach noch irgendwelche besserwisserischen Kommentatoren.» Allein seine eigene, schweizerisch sture Beharrlichkeit habe ihn zurück zum Erfolg geführt.

Schärs Telefon klingelt, er hüpfert weiter. Bald ist es so weit, eine Viertelstunde vor Beginn des Finals, 14.45 Uhr, spielt die Garde républicaine im Stadion den Triumphmarsch aus Giuseppe Verdis «Aida». Es klingt wie ein Fanal für alles, was jetzt passieren wird. Unter frenetischem Applaus betritt Roger Federer den Court. Im Publikum sitzen Japaner, Franzosen und Griechen, die sich mit Fahnen und roter Schminke als Schweizer verkleidet haben. Das Spiel beginnt, nach neun Minuten geht Federer bereits mit zwei Breaks in Führung, den ersten Satz gewinnt er diskussionslos mit 6:1. Nicht einmal der letzte verbliebene Spanier auf dem Pariser Court central, ein irrer Flitzer namens Jimmy Jump, kann ihn aus der Ruhe bringen. Federers Spiel läuft wie eine Rolex. Als es zum einzigen Mal ein bisschen eng wird, im Tie-Break des zweiten Satzes, serviert er vier Asse. Einfach so. Die Zuschauer sind begeistert. «Roger, Roger!» Die Intervalle zwischen den Sprechchören werden kürzer, die Zwischenrufe zahl-

reicher. Erstaunlicherweise kommen die lautesten davon von den teuersten Plätzen.

Das Publikum in Paris will heute keinen umkämpften Tennismatch sehen; es will dabei sein, wenn der Schweizer Geschichte schreibt. Am Anfang des dritten Satzes beginnt die Party. *La ola* geht durchs Stadion. Anna Wintour, Chefredaktorin der Modezeitschrift *Vogue*, steht im Regen als Einzige in Federers Box ohne Schirm oder Mütze da. Sie schlottert, aber kichert, wenn die Welle bei ihr vorbeikommt.

### Keuchen bei der Vorhand

Die 26 Fotografen hinter der Sitzbank des Schweizers haben ihre Objektive nur noch auf ihn gerichtet. Söderling spielt praktisch unter Ausschluss der medialen Öffentlichkeit. Die Journalisten auf der Presstribüne beginnen bereits mit dem Schreiben ihrer Kommentare. Jeder ist auf der Suche nach dem superlativistischen Superlativ, nach einem exklusiven Argument für Federers Triumph und Können, nach irgendetwas, was nicht schon tausendfach gesagt worden ist. Ein französischer Kollege will wissen, dass Federer eine Schstärke von 110 Prozent besitzt, darum könne er die Bälle besser und früher erkennen als seine Gegner. Ein anderer erzählt von einem Aberglauben, weil er in diesem Jahr zum ersten Mal seine Sporttasche nicht auf ein Schweisstuch, sondern direkt auf die Bank legte.

Der Einzige unter den knapp 15 000 Leuten im Stadion, der auf das Spiel fokussiert bleibt, ist Federer. Die Kraft und Dynamik seines Spiels, sein Keuchen bei den Vorhandschlägen sind am Spielfeldrand überhaupt erst richtig wahrnehmbar. Vor allem aus seitlicher Perspektive ist ersichtlich, wie hart sich die Spieler die Bälle zuschlagen. Man fragt sich, warum das Fernsehen die Spiele immer nur von hinten filmt, warum es nicht möglich sein soll, gelegentlich eine Einspielung längsseits zu zeigen.

5:4 und 30:15 für Federer im dritten Satz. Noch zwei Punkte. «Ich bin fast zusammengebrochen vor Nervosität», wird er später sagen. Plötzlich verschlägt er eine Rückhand, dann einen einfachen Volley. Breakball. Die Schweizer unter den Zuschauern rufen: «Bring en hei!», oder: «Chum jetzt numol, Roger!» Federer wehrt den Breakball ab, kurz darauf haut Söderling den ersten Matchball ins Netz. Der gefeierte Sieger sinkt in die Knie. Auf den Court central fliegen drei Rosen.

Damit das ordentliche Familienalbum keine Lücken aufweist, zückt Federers Frau Mirka bei der Siegerehrung den Fotoapparat (obwohl Dutzende Profifotografen klicken, die ihre Bilder nur zu gern in Federers Album sähen). Vor der Nationalhymne ist es nochmals ruhig im Stadion, von der nahen Avenue de la Porte d'Auteuil ertönen Hupkonzerte. Vor dem TV sitzen über 10 Millionen Franzosen und viele weitere Millionen weltweit. Nie zuvor hatte die helvetische Hymne ein grösseres Publikum. >>>

## Le «Rodgeur»

Warum die Franzosen Roger Federer am liebsten adoptieren würden. Von Rod Ackermann



Beauté du geste: Federer mit Balljungen.

Seit je bezeichneten die Franzosen, insbesondere die Pariser, Schweizer mit einem Anflug des Gönnerhaften bis Abschätzigen als *petits Suisses*. Schluss damit, denn jetzt ist einer gekommen, der seines sportlichen Erfolgs sowie seiner persönlichen Ausstrahlung wegen unmöglich der Gattung der Kleinen zugerechnet werden kann. Der gezeigt hat, was das Nachbarland im Osten ausser Bankgeheimnis, Luxusuhren und Schokolade auch noch hervorzubringen versteht. Der Grande Nation umso würdiger ist nun die Begeisterung für Roger Federer, den Gewinner der Coupe des Mousquetaires sowie der Herzen des Publikums. Am liebsten würden sie «Rodgeur» gleich adoptieren.

Dass er fliessend Französisch spricht, trägt ihm zusätzliche Bonuspunkte ein, doch wichtiger ist aus gallischer Sicht die *beauté du geste*, was sich nur unzulänglich als Schönheit der Tat übersetzen lässt. Das zweitens im ästhetischen, erstens jedoch im ethischen Sinne verstandene Schöne symbolisiert Federer gekonnt, alles an ihm wird als elegant empfunden: seine Spielkleidung, seine Bewegungen, sein Betragen überhaupt. Kommt dazu, dass er in Roland-Garros jahrelang untendurch musste – ein Poulidor seines Sports. Allez, Roger!

Am Tage nach dem Triumph von Paris wollte das Fachblatt *L'Equipe* von seiner Leserschaft in der täglich gestellten «Question du jour» wissen, ob Federer dieses Jahr seinen 15. Grand-Slam-Erfolg feiern werde. 94 Prozent der 14 405 Antwortenden bejahten – eine Quote, welche die Umfrage bis dahin nie erreicht hatte. Das sei «nicht ein Sieg des Ja, sondern ein Plebiszit» und spreche Bände über «das Vertrauen und die Liebe gegenüber dem Schweizer Spieler», kommentierte Frankreichs meistgelesene Zeitung. Über zehn Millionen schalteten die Übertragung des Finals ein, beinahe so viele wie bei wichtigen Matches der Fussballnationalmannschaft, beim Sechs-Nationen-Turnier im Rugby oder bei Königsetappen der Tour de France.

Vergessen die Jahre, als Federer vom wankelmütigen Publikum in Roland-Garros mit kühler Distanz betrachtet wurde, weil es sich vom Gewinner von Wimbledon, New York und Melbourne mehr als professionelle Geschliffenheit versprochen hatte, nämlich Herz und Kampfesmut. Zu wenig extrovertiert wirkte die damalige Nummer eins, auch wenn ein immenser Palmarès und die profunde Intelligenz des Spiels mächtig Eindruck machten. Hatten die Franzosen ihre *terre battue* nicht schon immer gerühmt als Terrain von Schweiß und Blut, das erst durch erbittertes Ringen erobert werden könne – ein unerbittliches Gelände, das die Herzen der Spieler aufdeckt, ihren Mut enthüllt und ihr Unge-stüm?

Von alledem hat Federer während der Quinzaine von Roland-Garros die richtigen Portionen aufgetischt – zweimal in fünf Sätzen, als ob es ein mehrgängiges Festmahl der Haute Cuisine wäre. Hat den Franzosen, die ihn bisher als Schönheit aus Eis empfanden, endlich den Kern seines Wesens offenbart. War er Anno 2004 bei seinem ersten Auftritt als Nummer eins, der Niederlage gegen den brasilianischen Publikumsliebling Gustavo Kuerten, noch komplett ignoriert worden und gab es bei seinen drei Finalniederlagen gegen Rafael Nadal eher Mitleid und Bedauern, so ist das vorbei. Aus dem *petit Suisse* ist *le roi Roger* geworden.

Rod Ackermann ist Sportjournalist und lebt in Paris und New York.

In der Schweiz verfolgen gerade mal 634 000 Zuschauer die Schlussminuten und die Siegerehrung. Bei Pirmin Zurbriggen's Erfolgen sassen bis zu 1,5 Millionen vor dem Bildschirm. Was würde mit Federer passieren, wenn er Deutscher oder Franzose wäre? Die Franzosen haben bereits versucht, ihn wegzuadoptieren (siehe links). Und in Deutschland bedauern sie noch immer, dass der Baselbieter nicht ein paar Kilometer weiter nördlich geboren worden ist.

Immerhin sind die Zeiten vorbei, als 2005 statt Federer ein Achtelliter-Töfffahrer zum Sportler des Jahres gewählt wurde. Während des French Open belegten die Artikel auf Tages-Anzeiger.ch in der Klick-Hitparade stets die Spitzenplätze. Der dreimalige Weltsportler des Jahres wird geliebt, respektiert und bewundert, wenn auch immer noch nicht in einer Masse, wie das in anderen Ländern üblich wäre. Dass kollektive Jubelorgien wegen Einzelfiguren nicht zu den eidgenössischen Eigenarten gehören, wird der Vorzeigeschweizer Federer aber mittlerweile wissen.

### Interviews im Regen

Eine, die das ebenfalls lernen musste, ist Martina Hingis. Vor zwei Wochen gab die ehemalige Nummer eins im Frauentennis der *Weltwoche* ein grosses Interview. Jetzt, dreissig Minuten nach dem Matchball, ruft sie an. «Wie war das Spiel?» Sie sei beim CSIO in St. Gallen eingeladen gewesen, habe aber bei jedem gewonnenen Satz, der über die Lautsprecher verkündet wurde, gejubelt. «Federer's Sieg ist grandios, seine Leistung einmalig, ein grosser Tag für die Schweiz!», sagt Hingis.

Um 17.50 Uhr steht Roger Federer, fast eine Stunde nach dem Matchball, immer noch auf dem Court central. Pflichtbewusst gibt er im strömenden Regen Interviews, den Pokal fest in den Händen. Dann posiert er für ein Foto mit den Balljungen, die vor Freude kreischen. Als er den Platz endlich verlassen kann, stemmt

---

«Federer's Sieg ist grandios, seine Leistung einmalig, ein grosser Tag für die Schweiz!», sagt Hingis.

---

Federer den Pokal nochmals strahlend in die Höhe, aus den Lautsprechern singt Johnny Cash «Personal Jesus».

Federer ist im Kabinengang, durchnässt und erschöpft kauert er sich hin. Manager Tony Godsick gratuliert, umarmt ihn, klopf ihm auf die Schultern, weist seinen Schützling aber sogleich auf seine Verpflichtungen hin. Federer sitzt nun schlotternd in seinem rot-weissen Jäckchen im Aussenstudio des Fernsehsenders France 2, dann geht es weiter zu CNN. Zwischendurch zeichnet er eine Botschaft für seine 1730 384 Fans auf dem Internetportal Facebook auf: «Hi Guys, I just wanna introduce you to my new friend, «la Coupe de Mousquetaires!»»



Federers Pressekonferenz ist auf 19 Uhr verschoben worden. Der kleine Saal ist mit über siebzig Journalisten und Fotografen heillos überfüllt. Ein sichtlich müder Sieger wird mit Applaus begrüsst. Der älteste der anwesenden Tennisjournalisten ergreift das Mikrofon und sagt: «Roger, du weisst: Wir Journalisten dürfen eigentlich nicht applaudieren. Aber du hast es dir so verdient.»

### Perfekt dreisprachig

Was Federer nun zeigt, ist fast eindrücklicher als seine Leistung auf dem Platz. Wäre die folgende Stunde ein Bewerbungsgespräch für einen Schweizer Botschafterposten, Micheline Calmy-Rey käme um Federer nicht herum. «Questions in English, please», sagt die Moderatorin, und Federer beantwortet sie ruhig, eloquent, differenziert und witzig. Er erzählt von seinen Erfahrungen mit Flitzern, es seien wohl einfach Leute, die nicht anders könnten. In Wimbledon sei damals ein Mann auf den Platz gestürmt und habe ihm gesagt: «Sorry, but I have to do this.» Worauf er geantwortet habe: «Okay, then touch me.»

Wenn ein japanischer Journalist eine Frage stellt, bei der man nicht genau weiss, ob er nun englisch oder französisch spricht, hört Federer geduldiger zu als jeder Tourismuskorrespondent aus dem Berner Oberland. Er schnappt ein Stichwort auf und produziert eine runde Antwort.

Nach zwanzig Minuten sagt die Moderatorin: «Now questions in French, please», und Federer beantwortet geduldig die oftmals gleichen Fragen nochmals mit derselben Eloquenz auf Französisch. Falls nach seinem Karriereende alle Stricke reissen würden, könnte er jederzeit Rhetorikkurse für Sportler anbieten.

Dann heisst es im medialen Zentrum der Sportwelt: «Now questions in Swiss German, please», und Roger Federer sagt: «Dangge villmool für d Gratulatione. Es freut mi riisig, en

### Falls alle Stricke reissen würden, könnte er jederzeit Rhetorikkurse für Sportler anbieten.

guete Botschafter für d Schwiiz z sii. Das isch mer immer sehr wichtig gsi, das han i au immer gseit, odr. Und jetzt freu i mi natürlü sehr uf d Rückkehr i d Heimat.»

Am Ende läuft er davon, der 14-malige Grand-Slam-Sieger mit der 14 auf dem Rücken seiner Trainingsjacke. Den verbliebenen Journalisten bleibt nichts anderes übrig, als wieder neue Superlative zu diskutieren. Steigt Federer ins Walhalla der ewigen Sportheroen? Der Tenor ist klar: Mit seiner Persönlichkeit, der Smartness und menschlichen Grösse gehöre der Schweizer auf die allerhöchste Stufe. Schweizer sind generell keine Selbstdarsteller.

Sie bleiben im Hintergrund, fallen ungern auf, und unter Druck knicken sie regelmässig ein. Es gab viele Sporttalente, die es weit brachten, aber irgendwann war Schluss. Tennisprofi Heinz Günthardt, heute smarterer TV-Kommentator, spielte geniale Backhand-Volleys über Kopf, aber im entscheidenden Moment landete der Ball im Netz. Oft genug waren die Schweizer bekannt dafür, dass sie alles gaben, gut spielten und mit erhobenem Kopf als Verlierer den Platz verliessen.

Federer bildet die grosse Ausnahme. Er schaffte nicht nur den Durchstoss nach oben und behauptete sich jahrelang an der Weltanglistenspitze in einer der mental anspruchsvollsten Sportarten, die es gibt. Er überwand auch den eigenen Abstieg, indem er sich ein Stück weit neu erfand. Aus dem reinen Schönspieler, der er vermutlich nie ausschliesslich war, wurde durch harte Arbeit ein Kämpfer, der eine weitere Schallmauer durchbrach. Es gab Momente im vergangenen Jahr, da sah auch Federer plötzlich aus wie das Inbild des verunsicherten Eidgenossen, dem es an Selbstvertrauen mangelt. Der Final-Sieg am French Open, bei dem das Fehlen Nadals vielleicht ein kleiner Schönheitsfehler war, war die eindrückliche Bestätigung, dass Federer aus härterem Holz geschnitzt ist, als viele ahnten. Er ist der Sonder-Schweizer, der tatsächlich keine Grenzen akzeptiert. ○



AB CHF **33.-** \*  
Im Verkauf vom **8. bis 21. Juni**

Diesen Sommer  
günstig Pariser  
Luft schnuppern.



[www.tgv-lyria.com](http://www.tgv-lyria.com)

\* Verkaufsangebot gültig vom 8. bis 21. Juni 2009 für Reisen zwischen dem 8. Juli und 31. August 2009. Preise ab CHF 33.-, für eine einfache Fahrt in der 2. Klasse. Ab Basel, Bern, Genf, Lausanne, Neuenburg, Vallorbe, Zürich mit Reiseziel Paris und umgekehrt. Der Kauf muss bis mindestens 30 Tage vor Abfahrt getätigt werden. Angegebener Tarif gültig im Rahmen der verfügbaren Sitzplätze, kein Umtausch und keine Rückerstattung.







Gefunden auf [www.local.ch](http://www.local.ch)

Adressen von Privatpersonen und Firmen finden Sie ganz leicht im Telefonbuch und in den Gelben Seiten auf [local.ch](http://local.ch). Übrigens auch Occasionen, Gebrauchtes und Veranstaltungen aus Ihrer Region. [www.local.ch](http://www.local.ch) – Die regionale Suchmaschine

[local.ch](http://local.ch) 

Jetzt mit    



## Ein sanftmütiger, fröhlicher Mensch

*Von Leon de Winter* — Der Erfolgspolitiker Geert Wilders ist kein extremer Rechtsausen. Er ist ein leidenschaftlicher Populist, der genau weiss, wie er die Medien provozieren kann. Seine Anhängerschaft ist breit gefächert. Das von ihm besetzte Ausländerthema beschäftigt viele Landsleute.



*Faszinierende Szenerie:* Politstar Wilders (links).



*60 Prozent Sozialhilfe:* Marokkanische Jugendliche in Amsterdam.

Bevor ich zu Geert Wilders komme, möchte ich Ihnen die Journalistin und Philosophin Fleur Jurgens (geb. 1972) vorstellen. Sie war Redaktörin beim Wochenblatt *HP/De Tijd* und hat sich auf die Problematik der marokkanischen Gemeinden in den Niederlanden spezialisiert. Fleur Jurgens ist eine bemerkenswert gute Beobachterin, die sich nicht scheut, klar und unumwunden aufzuzeigen, wie kritisch das Problem der marokkanischen Zuwanderer in den Niederlanden ist.

### Die Sache mit den Marokkanern

Hier ein Zitat aus einem ihrer Artikel: «Sieben von zehn jungen Marokkanern verlassen die Schule ohne brauchbaren Abschluss; vierzig Prozent der jungen Marokkaner sind arbeitslos; jeder zehnte wird bei der Polizei als mindestens einer strafbaren Handlung verdächtig geführt. Fast jeder dritte Insasse einer Jugendstrafanstalt ist marokkanischer Abstammung. Der Prozentsatz Strafverdächtiger unter den marokkanischen Zuwanderern der zweiten Generation ist höher als bei allen anderen ethnischen Minderheiten in den Niederlanden und doppelt so hoch wie bei der ersten Generation zugewanderter Marokkaner. Überdurchschnittlich viele Marokkaner gehören zum harten Kern der jugendlichen Wiederholungstäter.

Diese Jungen wachsen in bedenklichen Milieus auf, in denen die Inanspruchnahme von Sozialleistungen sehr gebräuchlich und ein Arbeitsplatz eine Ausnahmeerscheinung ist. Von den marokkanischen Männern in den Niederlanden beziehen sechzig Prozent Sozialhilfe, die Hälfte von ihnen wegen Erwerbsunfähigkeit. In Amsterdam lebt jede vierte marokkanische Familie von Sozialhilfe. Die Hälfte der marokkanischen Kinder in Amsterdam wächst in Armut auf.»

Vielleicht beginnen Sie jetzt ein wenig zu verstehen, warum Geert Wilders in den Niederlanden so viele Anhänger gefunden hat. Zumal man davon ausgeht, dass der Anteil der Bürger marokkanischer Abstammung – mit derzeit rund 350 000 gegenüber einer Gesamtbevölkerung von 16 Millionen noch eine relativ begrenzte Gruppe – angesichts ihres weit unter dem Bevölkerungsmittel liegenden Durchschnittsalters rasch anwachsen wird.

Die Einwanderung von Marokkanern in die Niederlande kann für alle Betroffenen eigentlich nur als Katastrophe bezeichnet werden. Die Marokkaner in den Niederlanden sind fast



ausnahmslos Berber, die kaum Arabisch sprechen können. Sie stammen aus entlegenen Regionen des Rif-Gebirges, wo der Lebensunterhalt mit einfacher Feldarbeit bestritten wurde. Da gab es keine nennenswerte schulische Ausbildung, keine Lesetradition, kein vielgestaltiges öffentliches Leben, nicht die Spur einer westlichen kosmopolitischen Kultur. Die Übersiedlung in die offene niederländische



**Instant-Politiker:** ermordeter Pim Fortuyn.

Gesellschaft führte für diese Menschen zu grossen Anpassungsproblemen und – nach der Entdeckung, dass ihnen die Qualifikationen für eine erfolgreiche Integration fehlten – Desillusionierung und Frustration. Mit den einfachen Fertigkeiten, die schon in der traditionellen agrarischen Kultur im Rif zu kaum mehr als einem kargen Leben gereicht hatten, war unter niederländischen Gegebenheiten rein gar nichts mehr anzufangen. Dennoch zogen die Immigranten ein Leben mit Sozialhilfe in einem niederländischen Vorort dem Dasein in einem marokkanischen Bergdorf bei weitem vor – schliesslich bekam man die Sozialhilfe ohne nennenswerte Anstrengungen.

Die stolzen Berber empfanden freilich keine Dankbarkeit gegenüber den Christen und Ungläubigen, die ihnen diese Sozialleistungen zur Verfügung stellten, sondern nahmen eine ablehnende Haltung ein. Statt einen Anpassungsprozess mitzumachen, der rasch zur Integration geführt hätte, wandten sich viele Marokkaner von der toleranten Gesellschaft ab, die sie so grosszügig und gastfreundlich empfangen hatte. Ihre Aufnahme in die niederländische Gesellschaft hat viele Milliarden Euro mehr gekostet, als sie an Produktivität und Steuern eingebracht haben.

Das ist der Kontext, in dem man den Erfolg von Geert Wilders sehen muss. Wilders hat

sich die Themen zu eigen gemacht, die die arrivierten politischen Parteien vernachlässigt haben. In einer Zeit, da Political Correctness und Kulturrelativismus die öffentliche Diskussion beherrschten, war es so gut wie unmöglich, ein Sozialverhalten zu kritisieren, das sich nicht mit sozioökonomischen Faktoren entschuldigen liess. Marokkanische oder islamische Immigranten werden in den Niederlanden ganz selbstverständlich von nichts ausgeschlossen. Im Gegenteil, Schulen mit einem hohen Anteil an ausländischen Kindern, sogenannte «schwarze Schulen», erhalten mehr öffentliche Gelder als «weisse Schulen». Die Möglichkeiten, die die wohlhabende und gutorganisierte niederländische Gesellschaft ihnen bietet, sind in Umfang und Qualität himmelweit von dem entfernt, was ihnen im Rif geboten werden könnte. Trotzdem nutzen viele Kinder marokkanischer Abstammung diese Chancen nicht. Es fehlt an Einsatz, an Identifikation mit der niederländischen Umwelt, die Eltern motivieren sie nicht und erziehen sie nicht zu Mitgliedern der Gesellschaft. Die Probleme marokkanischer Immigranten sind also nicht durch sozioökonomische, sondern durch andere Faktoren bedingt, die wir, politisch korrekt, wie wir sind, nur hinter vorgehaltener Hand auszusprechen wagen. Es geht um ethnische Kultur, um die doppelten und dreifachen Identitätsprobleme von Berbern, die aus Marokko in die Niederlande gekommen sind, um die Identifikation von Jugendlichen mit dem Rock-and-Roll-Islam von al-Qaida und palästinensischen «Freiheitskämpfern».

### Nachfolger Pim Fortuyns

Pim Fortuyn war der erste Instant-Politiker, der diese Themen aufgriff, er wurde dafür von einem linksradikalen Tierschutzaktivisten ermordet. Wilders hält Fortuyns Fahne hoch und punktet damit. Er hat erkannt, dass der Wohlfahrtsstaat nur überleben kann, wenn er ausschliesslich gutausgebildete und hochdisziplinierte Immigranten zulässt und den Zustrom frustrierter und vor allem schlechtausbildeter Muslime aus Marokko und der Türkei unterbindet. Ist so etwas rechtsradikal? Oder ist es gesunder Menschenverstand?

In den internationalen Medien wird Wilders als extremer Rechtsausen dargestellt. Das ist er nicht. Seine Gegner und ungenügend informierte ausländische Berichterstatter übernehmen gern die Kritik politisch korrekter niederländischer Politiker und Journalisten. Wilders ist hochgewachsen, er hat eine auffällige Haartracht, und wenn man ihm persönlich begegnet, frappiert der grosse Kontrast zwischen seinem Image in den ausländischen Medien – der Kryptofaschist – und dem sanftmütigen, fröhlichen Menschen, der er in Wirklichkeit ist.

Wilders ist ein leidenschaftlicher Populist, der ganz genau weiss, wann er die Medien mit extremen Äusserungen provozieren kann. Er

hat eine breitgefächerte Anhängerschaft von Sozialisten bis hin zu Konservativen, die sich allesamt Sorgen um die Zukunft des Wohlfahrtsstaats machen – der per definitionem nur Bestand hat, wenn die Solidargemeinschaft zu den Werten des Nationalstaats steht.

Wilders wahrt achtsam Distanz zu Parteien und Gruppierungen, die als rechtsradikal eingestuft werden. Täte er das nicht, würde er seine Anhänger in den Niederlanden sofort verlieren. Setzt er seinen Vormarsch fort und verdrängt die arrivierten Parteien, dann kann er, falls er nicht ermordet wird, die Fahne Fortuyns nach den nächsten Wahlen in die Räume des Ministerpräsidenten tragen.

Die niederländische Politik, die lange Zeit eine ziemlich fade Angelegenheit war, hat sich zu einer faszinierenden Szenerie entwickelt. Als Fortuyn noch lebte, habe ich ihm zu verstehen gegeben, dass ich ihn zwar nicht wählen würde, aber froh darüber sei, dass es ihn gebe. So geht es mir auch mit Wilders. Ob ich ihn je wählen werde, hängt von ihm selbst ab: Kann er sich auch zu einem vernünftigen Politiker mit Weitblick und gutdurchdachten Konzepten für die Zukunft der Niederlande und Europas entwickeln? Wir wissen, wozu er nein sagt – jetzt wird es Zeit, dass wir erfahren, was er bejaht.

**Leon de Winter** ist Autor verschiedener Romane, Drehbücher und Erzählungen.

Aus dem Niederländischen von **Hanni Ehlers**

Telefonbuch | Freizeit | Fundgrueb | Autobörse

Veranstaltungen leicht finden.  
Auf [www.local.ch](http://www.local.ch), Ihrer regionalen Suchmaschine.

local.ch



## Stehaufmännchen

Von Hanspeter Born — Die Labour-Partei erlitt bei den Europawahlen ihre grösste Schlappe in neunzig Jahren. Gordon Browns Schicksal schien besiegelt. Doch der Premier erhielt einmal mehr Aufschub.



Nur noch im Amt: britischer Premier Brown.

«Eine Woche ist in der Politik eine lange Zeit.» Der Ausspruch des als kluger Taktiker gefürchteten einstigen britischen Premiers Harold Wilson ist vielleicht abgegriffen, aber deswegen nicht weniger wahr.

Als am späten Abend des vergangenen Donnerstags die ersten für Labour deprimierenden Ergebnisse der Lokalwahlen hereintröpfelten, demissionierte völlig unerwartet der für die Altersversicherung zuständige Minister James Purnell. In einem offenen Brief forderte er Gordon Brown auf, «auf die Seite zu treten, um der Partei bei den nächsten Wahlen eine faire Chance zu geben». Man war unweigerlich an den Coup erinnert, mit dem enge Kabinettskollegen vor bald neunzehn Jahren Margaret Thatcher stürzten. Gespannt wartete man, ob jetzt nicht Aussenminister David Miliband oder andere wichtige Kabinettsmitglieder dem Beispiel Purnells folgen würden.

### Der ehemalige Pöstler stand bereit

Die Medien hatten schon vorher von einer Unterschriftensammlung unter unzufriedenen Labour-Parlamentariern berichtet, die Brown aus seinem Amt hieven wollten. Mit dem umgänglichen, populären Gesundheitsminister Alan Johnson, einem ehemaligen Pöstler und gestandenen Gewerkschaftsfüh-

rer, stand ein glaubwürdiger Nachfolger bereit, auf den sich sowohl die Loyalisten des von Brown verdrängten Tony Blair wie enttäuschte Linke hätten einigen können. Doch dann geschah nichts.

Wie später zu erfahren war, eilte ein überraschender Retter dem belagerten Premier zu Hilfe, ein Mann, den Brown einst als engen politischen Freund, später als tückischen Feind und Verräter und schliesslich als nützlichen Mitstreiter betrachtete. Handelsminister Lord (Peter) Mandelson hängte sich in der Nacht auf den Freitag ans Telefon und bearbeitete alle diejenigen Kabinettskollegen, die im Verdacht der Abtrünnigkeit standen. Er überzeugte sie, dass eine Auswechslung des Parteiführers zu sofortigen Neuwahlen und einer verheerenden Niederlage führen würde.

Das britische System gibt dem Premier das Recht, jederzeit innerhalb von fünf Jahren Neuwahlen auszuschreiben. Spätester Termin ist der kommende Mai. Nachdem sich die erste Erregung und Vorfreude über das baldige politische Ende des mittlerweile zutiefst unbeliebten, wenn nicht gar verhassten Gordon Brown verflüchtigt hatten, besannen sich Labour-Minister und Abgeordnete auf ihr Eigeninteresse. Wollten sie wirklich das Risiko eingehen, noch vor den Sommerferien bei einem Wahldebakel ihre Saläre und Privi-

legien zu verlieren, oder wollten sie nicht lieber zuwarten? Könnte sich der politische Wind in den nächsten elf Monaten nicht wieder drehen?

Keine drei Monate sind es her, dass Gordon Brown nach dem von ihm organisierten und gesteuerten erfolgreichen G-20-Gipfel als Triumphator gefeiert wurde. War es ihm nicht gelungen, alle wichtigen Nationen unter einen Hut zu bringen und das Vertrauen in eine schwer erschütterte Weltwirtschaft wiederherzustellen? War nicht er es, der als Erster unter den Regierungschefs mit Staatshilfe den Kollaps des Bankensystems verhinderte? Hat er nicht damals im Sturm kühles Blut bewahrt?

Seither allerdings hat ein ganz anderer Sturm das britische Volk zutiefst empört und Browns Verdienste in Vergessenheit geraten lassen. Seit Anfang Mai veröffentlicht der *Daily Telegraph* täglich Einzelheiten über das Fehlverhalten von Parlamentariern, die ein grosszügiges Spesenreglement schamlos missbrauchten. Dieses Spesenreglement erlaubt es Abgeordneten, deren Wahlkreis nicht in London liegt, Auslagen für eine Zweitwohnung dem Staat aufzubürden. Parlamentarier aller Parteien nützten dies auf teilweise haarsträubende Weise, um kleinlich zu profitieren oder sich zu bereichern. In einer Zeit rasch steigender Arbeitslosigkeit haben die Wähler kein Verständnis für Politiker, die es sich auf Staatskosten wohl ergehen lassen, und ihr Zorn trifft verständlicherweise zuerst die Partei, die an der Macht ist. Labour erhielt nun an den Urnen die Quittung.

### Starrsinn im Führerbunker

Brown hat die Sprengkraft der Spesenaffäre unterschätzt. Dies ist jedoch beileibe nicht das Einzige, was ihm seine Kollegen vorwerfen. Viele sind entsetzt über die zunehmende Abkapselung des Premiers in seinem Führerbunker, seinen Starrsinn, sein fast krankhaftes Misstrauen und seine mangelnde Kollegialität. Am Montagabend hat Brown in einer geschlossenen Sitzung vor der Labour-Fraktion Asche auf sein Haupt gestreut und Besserung versprochen. Es war allerdings weniger Browns von Günstlingen als «Rede seines Lebens» gepriesenes Plädoyer als die beschwörenden Worte von Parteiälteren, die den Rebellen den Wind aus den Segeln nahmen. «Auf Spaltung steht in der Politik die Todesstrafe», rief der ehemalige Parteiführer Lord (Neil) Kinnock, der es wissen muss.

Also demonstrierte man am Schluss der Sitzung Einigkeit. Bis zum nächsten Mal.

Brown hat seine Haut gerettet, aber er ist nicht mehr an der Macht, nur noch im Amt. Das Sagen haben jetzt der (faktisch) stellvertretende Premier Mandelson, Schatzkanzler Darling, den Brown ersetzen wollte, aber nicht konnte, und der zum Innenminister beförderte «Kronprinz» Alan Johnson. Wenn nur einer der drei geht, ist Brown erledigt. ○

# Illusion der Wende

Von Urs Gehriger — Präsident Achmadinedschad fürchtet um seine Macht. Selbst wenn ein Reformler den Provokateur bei den Wahlen ersetzen sollte, bleibt das Regime fest in der Hand der Hardliner.



Politischer Frühling: Moussavi-Anhänger in der Hauptstadt Teheran.

Würde die Wahl auf Teherans Strassen entschieden, stünde der neue Präsident des Irans fest: Mir-Hossein Moussavi, 67, Architekt und Maler abstrakter Kunst. Der Mann mit borstiger Haartracht und väterlichem Blick ist die Hoffnung der Jugend und der Intellektuellen, die Nacht für Nacht zu Zehntausenden durch die iranische Hauptstadt tanzen und den politischen Frühling verkünden. Einst kämpfte Moussavi im Untergrund gegen das Schah-Regime, war Revolutionär und wurde gar Premierminister. Dann kehrte er der grossen Politik den Rücken und wandte sich der bildenden Kunst zu. Jetzt, zwanzig Jahre später, meldet er sich zurück. «Weil vieles schief läuft» im Land und weil er den Iran «aus der Isolation» führen will.

Noch nie ist im Iran ein amtierender Präsident abgewählt worden. Achmadinedschad könnte der erste sein, so hofft zumindest die urbane Elite. Er hat sein Land zum Paria-Staat gemacht. Schlimmer noch: Er weist eine katastrophale Wirtschaftsbilanz aus. Lange hat Achmadinedschad auf seine ländlichen Anhänger gezählt, die er mit Pfründen bei Laune hält. Doch Tage vor der Wahl scheint ihn die Nervosität ergriffen zu haben. In Hunderten von Bussen liess er sie nach Teheran karren. Die Invasion der sonnengegerbten Männer und keusch geschürzten Frauen sollte die schi-

cke Stadtjugend daran erinnern, dass draussen auf dem Land die Welt eine andere und das Rennen noch längst nicht gelaufen ist.

Vier Männer stehen am Freitag zur Wahl. Zwei Konservative: Achmadinedschad und Mohsen Resai, ehemaliger Chef der Revolutionsgarden. Und zwei Reformler: Moussavi und Mehdi Karoubi. In einem rigorosen Selektionsprozess sind sie vom Wächterrat auf ihre Regimetreue geprüft worden. 471 Aspiranten haben den Orthodoxie-Test nicht bestanden, darunter sämtliche 42 Kandidatinnen. Das Volk soll seine Stimme abgeben können, aber auf keinen Fall darf der Fortbestand der Revolution riskiert werden. Dennoch ist die Wahl keine blosser Farce. Erstaunlich – auch für Iraner selbst – mit welcher Offenheit sich die Kandidaten in den TV-Duellen einen Schlagabtausch liefern. Kaum ein Thema ist tabu. So bezichtigte Moussavi Präsident Achmadinedschad, das Land in Richtung Diktatur zu führen. Und er warf ihm vor, mit seiner notorischen Leugnung des Holocaust habe er das Ansehen des Landes und die Würde der Iraner geschädigt.

## Undurchsichtiges System

Steht der Iran vor einem Kurswechsel, wie so mancher im Ausland hofft? Selbst wenn ein Reformler gewinnen sollte, lautet die Antwort: Nein. Das System der Islamischen Republik

Iran erlaubt dem Präsidenten wenig Spielraum, die wichtigen Entscheide obliegen dem religiösen Führer. Und der heisst seit zwanzig Jahren Ali Chamenei – ein Mann, der für die meisten der 70 Millionen Iraner ebenso ein Enigma ist wie für die übrige Welt.

Das Epizentrum seiner Macht liegt südlich des «Revolutionsplatzes» in Downtown Teheran. Hinter grauen Mauern, Schlagbäumen und Eisengittern, inmitten von Baumalleen und prächtigen Bürokomplexen, steht Beyte Rahbari – das Haus des Führers. Von hier aus gehen täglich die Befehle an Zeitungen, Fernsehen, Regierungsfunktionäre und Moscheen. Im Gegensatz zu Ajatollah Chomeini, dem 1989 verstorbenen Vater der Revolution, der die Hierarchie schlank hielt, hat sich Chamenei mit einem Hofstaat von Vasallen und Beratern umgeben. Chodi – «einer von uns» – heissen im Jargon der Elite all jene, die in irgendeiner Form dem Machtzirkel angehören. Bedingungslos akzeptieren sie das gottgegebene Recht Chameneis zu herrschen.

Die Islamische Republik Iran ist weder Demokratie noch totalitäres Regime, weder Monarchie noch Diktatur. Sie ist ein Mix aus allem. Um das System zu entschlüsseln, bedarf es kriminologischen Geschicks. Fest steht, dass Khameneis Macht nicht unangefochten ist. Selbst innerhalb des Zentrums haben sich rivalisierende Gruppen formiert. Lobbyisten ähnlich, versuchen sie die Entscheide des religiösen Führers zu beeinflussen.

Im Ringen um die Macht spielt der Präsident eine prominente, aber nicht die wichtigste Rolle. Kann der einzige durchs Volk gewählte Repräsentant überhaupt etwas bewegen? Achmadinedschad scheint der Beweis dafür. Mit seiner aggressiv-kompromisslosen Haltung im Atomstreit und seinen giftigen Attacken gegen Israel sorgt er seit Jahren für Schlagzeilen und hält Politiker in aller Welt auf Trab. Seine scheinbar mächtige Rolle kommt allerdings letztlich daher, dass er entlang orthodox-revolutionären Grundlinien politisiert.

Die Chance, dass ein Reformler ähnliches Gewicht wie Achmadinedschad haben und das Amt des Präsidenten für einen Kurswechsel nutzen könnte, wie auf Teherans Strassen so mancher hofft, ist gering. Ohne Zweifel würden Konservative einem Reformler-Präsidenten den Spielraum nach Kräften eingrenzen. Wie die Ära des sanftzüngigen Chatami (1997–2005) gezeigt hat, ist ein substanzieller Wandel selbst mit einem von Reformern dominierten Parlament unmöglich. Der «Teheraner Frühling» jener Jahre endete in einer kollektiven Depression der Reformler. Möglicherweise, so spekulieren westliche Diplomaten in der Stadt, ist eine vorsichtige Öffnung mit einem Falken wie Achmadinedschad sogar besser zu bewerkstelligen, da dieser im Zentrum der Macht mehr Rückhalt genießt. ○



Mörgeli

## Nichts als die Wahrheit

Von Christoph Mörgeli

Niemand sei traurig, doch Ingrid Deltenre habe «die Quote einigermassen gehalten». Dies der Kommentar von *Blick*-Chefredaktor Bernhard Weissberg über den Rücktritt unserer Schweizer TV-Direktorin. Also immerhin keine Quotenversagerin bei der nationalen Fernsehanstalt. Seine eigene Rolle als Quotenversager beim nationalen Boulevardblatt müsste Weissberg wesentlich kritischer kommentieren.

Problematisch an der Spitze des Schweizer Fernsehens war nicht das Wirken der kühlen Frau. Problematisch war das gleichzeitige Wirken ihres hitzigen Mannes. Sacha Wigdorovits wusste die private Liaison selbst im offiziellen Werbeauftritt seiner Agentur Contract Media auszubuten: «Wir haben ausgezeichnete Beziehungen zu den Medien.» Kann man wohl sagen: Die Fusion der Kleinbanken Swissfirst und Bellevue wurde in der «Tageschau» achtmal, bei «10 vor 10» vierzehnmal skandalisiert. Der bezahlte Strippenzieher der Rufmordkampagne gegen Bankier Thomas Matter hiess Sacha Wigdorovits. Noch als sich die Vorwürfe in Luft aufgelöst hatten, meinte seine Partnerin Deltenre trotzig: «Zur Swissfirst habe ich andere Informationen.» Wer wohl der Informant war?

«Mit grossem Genuss» schauen Deltenre/Wigdorovits die Sendung «Giacobbo/Müller». Kein Wunder. Dort erschien mehrmals völlig unmotiviert die Gratiszeitung *.ch*. Deren Erfinder und Verleger hiess Sacha Wigdorovits. Er wolle sich künftig auf dieses Medienprojekt konzentrieren: «Ich habe meine Aufgabe als Chef meiner Agentur abgegeben.» Als sich das Debakel von *.ch* abzeichnete, sprang er unverzüglich von Bord des sinkenden Schiffes. Begründung: Es sei «nicht möglich, eine PR-Agentur zu führen und zugleich in einem Zeitungsprojekt involviert zu sein». Alles klar?

«Wir haben das Geld, und wir denken langfristig. Wir sprechen von einem Zeitraum von mindestens sieben Jahren.» Solches versprach Wigdorovits im April 2008. Ein Jahr später war das Geld futsch, das Gratisblatt *.ch* Geschichte. Wenn die Sache schiefgehe, sei er «der Einzige, der auch privat pleitegeht». Die Sache ist gründlich schiefgegangen, 69 Mitarbeiter wurden über Nacht und ohne Sozialplan entlassen. Sie alle stehen der Pleite wesentlich näher als ihr Ex-Boss. Doch die Devise von Wigdorovits' Kommunikationsagentur lautet nach wie vor: «Die ganze Wahrheit».

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## Gefängnisse nachfüllen

Von Peter Bodenmann — Die gute Nachricht: Unsere Gefängnisse sind endlich halb leer. Die schlechte: Das Parlament will das ändern.



Teurer als im Grandhotel: Gefängniszelle in der Schweiz.

Die Schweiz hat in der Ära Blocher das Strafrecht fertig revidiert. Mit gutem Erfolg: Die Gefängnisse sind zurzeit halb leer. Der Steuerzahler spart so pro Jahr Kosten in Millionenhöhe. Ein Tag im Gefängnis ist heute teurer als ein Tag im Zürcher Hotel «Dolder». Die unterbeschäftigten Gefängniswärter können – sobald sie ihre Überstunden-Berge abgebaut haben – die kantonalen Polizeikräfte bei deren bürgernaher Arbeit verstärken.

Es gibt bis heute nicht den kleinsten wissenschaftlich belegten Hinweis, dass das neue Strafrecht mehr Straftaten nach sich zieht. Vermutlich bleibt die Summe der Täter und ihrer Straftaten in etwa gleich hoch. Der einzige Punkt, der stört, ist ein sozialer Missstand: Wer genug Geld hat, bezahlt seine Busse und muss nicht ins Gefängnis. Wer chronisch stier ist, muss früher oder später seine Tagessätze hinter Gittern absitzen.

Dies alles hindert die jungen SVP-Polit-Sadistinnen im Verbund mit SP-Kriminologen nicht daran, subito härtere Strafen zu fordern. National- und Ständerat treten umgehend zu einer Sondersession zusammen, die das Fernsehen live überträgt. Und beauftragen den Bundesrat, endlich die halbleeren Gefängnisse wieder nachzufüllen.

In drei Jahren werden Zürcher Soziologen nachweisen, dass alles nichts als faktenfreie Hysterie war, um davon abzulenken, dass weltweit noch kein Banker zivil- oder strafrecht-

lich für die Zerstörung von Kapital und Arbeitsplätzen verurteilt worden ist.

Im Oktober 2008 war für die zuständige Bundesrätin Doris Leuthard keine Krise am Horizont erkennbar. Heute beklagt sich der FDP-Nationalrat Schneider-Amman im *Blick*, Leuthard habe noch immer nichts begriffen.

Der Berner Nationalrat und Unternehmer fordert vom Bund 5 Milliarden Franken für die Realwirtschaft. Das Modell: Banken und Industrie äufnen eigenständig einen Fonds. Der Bund müsse nur eine Bürgschaft übernehmen.

Bürgen ist Würgen. Die ungeschminkte Wahrheit: Die Banken geben der Exportwirtschaft nicht genügend Kredite. Die Banker wollen immer mehr Sicherheiten. Diese soll neu der Bund mittels Bürgschaften liefern. Sonst werden die Banken viele Betriebe der Exportwirtschaft in den Konkurs treiben.

Alle Anzeichen deuten auf Deflation. Anstatt zukunftsgerichtete antizyklische Programme anzuschieben, wird die Krise verwaltet. Zur Verwaltung der Krise gehört das Wiederauffüllen der Gefängnisse.

Tröstlich: Professor Franz Jaeger hat mit Papi Christoph Blocher telefoniert. Der will neu die Löhne der UBS-Manager – wie Ständerat Christoffel Brändli – nicht mehr deckeln. Sondern nur Strukturen verändern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Lektion in Chaos-Management

Von Kurt W. Zimmermann — Man soll nie etwas tun, was man nicht kann. Das lehrt uns SRG-Chef Armin Walpen.

Um SRG-Generaldirektor Armin Walpen zu verstehen, muss man zuerst wissen, warum er SRG-Generaldirektor wurde. Er wurde es, weil er Mitglied der CVP ist.

1996, bei der Nachfolge von Antonio Riva, setzte die CVP alles daran, den SRG-Topjob in der Partei zu halten. Gegenkandidaten waren Matthias Steinmann von der FDP und Max Friedli von der SVP. Walpen und die CVP siegten, weil sie die Sozialdemokraten auf ihre Seite ziehen konnten.

Seitdem weiss Armin Walpen, wie ein Geschäft läuft. Das Geschäft heisst Politik.

Um SRG-Generaldirektor Armin Walpen zu verstehen, muss man als Zweites wissen, warum er nun zum Problemfall wurde. Er wurde es, weil er nichts von Betriebswirtschaft versteht.

Walpen ist geborener Beamter. Schon als 26-Jähriger ging er zum Bund, wo er während 14 Jahren im Verkehrsdepartement amtierte. Dann war er 3 Jahre beim Tamedia-Konzern, wo er ebenfalls eine Stabsstelle ohne Linienfunktion ausübte. 1991 machte ihn CVP-Bundesrat Arnold Koller zum Generalsekretär im Justizdepartement.

Seitdem weiss Armin Walpen nicht, wie ein Geschäft läuft. Das Geschäft heisst Ökonomie.

Armin Walpen ist gross, wenn es um Politik geht. Er ist untauglich, wenn es um Betriebswirtschaft geht. Mit den abrupten Abgängen der TV- und Radiodirektoren Ingrid Deltenre und Walter Rüegg wurde dies unübersehbar.

Unter Armin Walpen wuchs die SRG zu einem Koloss von 18 Radio- und 9 TV-Sendern. Es entstanden die Fernsehkanäle SF zwei, SF Info und HD Suisse, dazu DRS 4, DRS Virus und DRS Musikwelle. Auch die Gebührenerhöhungen brachte er locker durch. All dies war nur durchsetzbar dank Walpens politischem Talent. Er tat es mit der klassischen politischen Methodik: mischeln, päckeln, lobbyieren.

Unter Armin Walpen wurde die SRG zugleich zur Finanzruine. Er schaffte es nicht, im 1,6-Milliarden-Unternehmen ein nur halbwegs seriöses Kostenmanagement einzuführen. Sogar von 2007 auf 2008 wuchs der Betriebsaufwand um mehr als 4 Prozent und endete in einem Defizit von 79 Millionen.

Besonders eklatant wurde Walpens Schwäche bei der Reform der SRG-Struktur, dem «Konvergenz»-Projekt. Natürlich gehört die Veränderung von Firmenstrukturen zu den schwierigsten betriebswirtschaftlichen Anforderungen, aber dermassen vergeigt wie Walpen hat noch selten jemand einen solchen Pro-



Mischeln, päckeln, lobbyieren: SRG-Chef Walpen.

zess. Selbst nach Monaten hat er noch keine operative Projektleitung eingesetzt. Auch seine Berater von McKinsey sind nur teuer.

Walpen war überfordert damit, die Konvergenz-Idee sauber zu strukturieren. Bis heute weiss niemand im Unternehmen, wo er – vom Backoffice bis zum Programm – die Bereiche Radio und TV integrieren und wo er sie separieren möchte. Der Widerstand gegen das an sich sinnvolle Projekt wuchs aufgrund des völlig unsystematischen Prozess- und Kommunikationsablaufs.

Weil analysieren, systematisieren und strukturieren nicht seine Stärken sind, versuchte Politiker Walpen erneut zu mischeln, zu päckeln und zu lobbyieren. Erst fragte er Radiodirektor Walter Rüegg, ob er künftiger Superdirektor von Radio und TV werden wolle. Der sagte ab, weil er sich als Retter eines autonomen Radios sah. Rüegg geht, frustriert, nun früher als geplant.

Dann schob Walpen TV-Direktorin Ingrid Deltenre als die neue Superdirektorin vor. Prompt verheizte er auch sie, weil natürlich sofortiger Widerstand aus dem fundamentalen Radio-Lager kam. Deltenre geht, sichtbar vergnügt, nun als Chefin zur European Broadcasting Union.

Das Chaos ist perfekt, das Projekt wackelt, Walpen ist blamiert. Bereits im Jahr 2010 kann er in Pension gehen. Es wäre ein ganz schwacher Abgang.

## «Schwule Pinguine»

Von Peter Keller

Verschiedenste Medien berichteten letzte Woche freudig über das «doppelte Vaterglück». Wobei die gefeierten Promis keine Ex-Tennisspieler waren, die erfolgreich ihre Patchwork-Familien managen, sondern zwei männliche Humboldt-Pinguine. Im Zoo von Bremerhaven brütete ein homosexuelles Pinguinpaar ein Ei aus und adoptierte das geschlüpfte Küken.

Die Wissenschaft beruhigt: Zootierarzt Joachim Schöne spricht angesichts der Homo-Pinguine von einem «sozialen Gefüge», wie man es auch unter heterosexuellen Paaren finden könne. Sie pflegen und beschützen den kleinen Pingu und füttern ihn mit vorverdaulichem Fischbrei. Wie rührend. Dabei hatten die Zoobetreiber zuvor allerhand unternommen, um ihre Pinguine auf den rechten Pfad zu locken. Sie importierten sogar ein paar heisse schwedische Pinguinbräute. Zoodirektorin Heike Kück trieb die Frage um: «Sind unsere Pinguine wirklich schwul, oder liegt es nur an mangelnder Gelegenheit?» Im Bremerhavener Rudel herrschen tatsächlich Kasernenverhältnisse – mit einem völligen Überangebot an Männchen.

Das Umerziehungsexperiment stiess auf menschlichen Protest und tierische Gleichgültigkeit. Während eine österreichische Schwuleninitiative das Vorhaben scharf kritisierte, blieben die schwulen Pinguine total unbeeindruckt vom weiblichen Neuzugang aus Schweden. Sie hielten ihren Partnern die Treue. Was die homosexuelle Internetplattform Gay West über die «goldigen Pinguine» jubeln liess: Diese seien viel weiter als die Menschheit, «oder habt ihr schon mal was von schwulenfeindlichen Pinguinen gehört?»

Was Pinguine können, sollten Menschen auch dürfen – so etwa lautet der pädagogische Imperativ dieser Adoptionsgeschichte. Der britische Zoologe Desmond Morris schrieb schon in den sechziger Jahren den Bestseller «Der nackte Affe», in dem er nachzuweisen versuchte, wie sehr der Mensch noch seinen animalischen Vorfahren gleicht. Allerdings bietet die Natur nicht nur herzige Geschichten mit schwulen Pinguinen. Genauso gut kann sie als Anschauungsunterricht für Machos dienen: Der männliche Löwe döst im Schatten, während die Weibchen Gazellen jagen. Ist die Beute gerissen, gebührt der erste, grösste, feinste Happen dem Chef mit der Mähne. Auch ein Ansatz.

Im Internet

[www.weltwoche.ch/wortkontrolle](http://www.weltwoche.ch/wortkontrolle)



## Leserbriefe

«Es sind lauter Illusionen und falsche Tatsachen, die man von Klima- und CO<sub>2</sub>-Hysterikern gewohnt ist.» *Jack Leuzinger*



*Zeitalter der Kapitalvernichtung: Windmühlen.*

### Zeitalter der Kapitalvernichtung

Nr. 23 – «Rückständige Schweiz»; Rudolf Rechsteiner über Solar- und Windenergie

Es sind lauter Illusionen und falsche Tatsachen, die man von Klima- und CO<sub>2</sub>-Hysterikern gewohnt ist, die sich in den Dienst der Klimaschutz-Geldmaschine gestellt haben und eifrig versuchen, die Massen entsprechend zu manipulieren. Es erübrigt sich, über den Kosten-Nutzen-Effekt der zig Milliarden zu sprechen, welche in den Klimaschutz und sogenannte erneuerbare Energien investiert wurden (und noch werden), denn es ist aus dem Fenster geworfenes Geld – ein weiterer Beweis dafür, dass wir uns im Zeitalter der Kapitalvernichtung befinden. Und zu sagen, die Schweiz sei rückständig, ist der Gipfel der Frechheit. Das Gegenteil ist der Fall, und zwar nur dank dem glücklichen Umstand, dass das Schweizervolk nicht alles frisst, was ihm von Scharlatanen aufgetischt wird.

*Jack Leuzinger, Hätzingen*

Wie kann erneuerbare Energie in die bestehende Energieinfrastruktur integriert werden? So lautet die Frage, die darüber entscheiden wird, welchen Anteil Wind- und Solarenergie im Jahre 2050 in der Schweiz und in Europa erreichen können. *Weltwoche*-Autor Alex Baur sieht kaum Integrationsmöglichkeiten, während Rudolf Rechsteiner keine grösseren Probleme erkennt («96 Gigawatt Leistung warten in

Speicherseen»). Nach meinem Kenntnisstand müssten die europäische und die schweizerische Energielandschaft und Energieinfrastruktur allerdings völlig anders als heute aussehen (neue Überlandleitungen, neue Pumpspeicherkraftwerke und Gaskraftwerke als Fallback-Option), wenn erneuerbare Energien einen Anteil von über 30 Prozent erreichen sollen. Ich würde mich freuen, wenn die *Weltwoche* dieser Frage in einem weiteren Artikel auf den Grund gehen könnte.

*Martin Holzherr, Winterthur*

Rudolf Rechsteiner schreibt: «Einspeisevergütungen sind keine Subventionen. Es fließt kein Staatsgeld. Die Erneuerbaren erhalten [...] vom Netzbetreiber Swissgrid jenen kostendeckenden Minimalpreis [...]». Was der Autor zu erwähnen «vergisst»: Swissgrid verfügt über keine Gelddruckmaschine, sondern über einen leistungsfähigen Drucker für Rechnungen und Einzahlungsscheine. Diese werden periodisch an die Elektrizitätswerke versandt, die dann wiederum die Einspeisevergütung bei jedem einzelnen Kunden mit aktuell 0,45 Rappen/kWh in Rechnung stellen, was jeder Stromkunde und somit auch der Autor sauber ausgewiesen auf seiner Stromrechnung selbst nachlesen kann. Bei einem mittleren Strompreis von ca. 20 Rappen/kWh entspricht dies einem Anteil von rund 2,5 Prozent der Stromkosten eines Haushaltes.

*Roland Schmid, Stierva*

### Grundsätzliche Korrekturen einleiten

Nr. 23 – «Die 14,5-Milliarden-Lügen»; Urs Paul Engeler über die IV

Bisher hat sich niemand unterstanden, unzutreffende Aussagen in Botschaften zu AHV-Revisionen als Lügen zu bezeichnen, obwohl solche immer zu finden waren. Vielleicht kann aber Ihr reisserischer Titel echtes Interesse für die Finanzierung von AHV und IV wecken. Das wäre unbedingt nötig. Den Stand der Dinge haben aber nicht Pascal Couchepin und sein Chefbeamter Yves Rossier, sondern deren Vorgänger Ruth Dreifuss und Otto Piller zu verantworten. Man müsste grundsätzliche Korrekturen einleiten: Die Gesetze sind nicht für immer festgeschrieben. Wenn aber jeder Versuch, jede Revision (wie bisher) nur zu Mehraufwendungen führt, muss man fast froh sein, wenn nichts geschieht. Dass Sie Hintergründe und Zahlen zur Kostenexplosion im Gesundheitswesen – insbesondere in der IV – ins Rampenlicht stellen, ist zu begrüßen.

*Werner Jauslin, Muttenz*

### Senioren als Milchkühe missbraucht

Nr. 23 – «Erleichterung des Abschieds»; Abt Martin Werlen über die Sterbehilfedebatte

Hat die CVP protestiert, als der Bundesrat (ohne Volksabstimmung) die gravierenden Fehler der UBS mit 60 Milliarden Franken belohnte? Jetzt soll dieses Geld bei unserer Gesundheit eingespart werden, und ältere Menschen sollen gar auf notwendige ärztliche Behandlung verzichten. So stellte der CVP-Parteipräsident sogar das unantastbare Menschenrecht auf Leben in Frage, indem er gegen eine Lebensverlängerung, das heisst für eine Lebensverkürzung, bei kranken, älteren Menschen eintrat, weil man dann zum Beispiel 50 000 Franken für eine Krebstherapie einsparen könne. Damit entledigt sich die einst bürgerliche Partei der letzten Reste an christlichen und sozialen Werten, mit denen sie viele langjährige, ältere Mitglieder und Sympathisanten halten konnte, die insgeheim hofften, die Partei würde eines Tages doch noch zur Besinnung kommen. *Peter Aebersold, Zürich*

### Die Aufgabe der Gesellschaft

Nr. 23 – «Es braucht eine Schweizer Sezession»; Max Frenkel über den Kulturfilz

Hierin liegt der grosse Unterschied: Das Bewusstsein eines Künstlers liegt vorerst in seiner eigenständigen Haltung. Im Gegensatz dazu steht das Entsprechenwollen, welches seine Wurzeln im Geliebtwerdenwollen hat. Wer eigenständig ist, wird in der Regel von der Gemeinschaft als Querkopf empfunden. Der Durchschnittsbürger fühlt sich im Gemeinschaftswillen wohler, da dieser für ihn berechenbar ist und ihm Orientierung stiftet. Er

begegnet allem Fremden und Unbekannten mit Skepsis. Wer sich mit Kunst auseinandersetzt, muss bereit sein, die Dinge neu und von einem ihm fremden Standpunkt zu betrachten. Nur so wird ihm die andere oder neue Sicht erschlossen, was seine Sinne erweitern kann. Richtig ist, dass es nicht zur Staatsaufgabe gehört, Künstler und damit unruhige Geister zu fördern. Er wird immer die Falschen fördern. Es ist Aufgabe der Gesellschaft – und somit jedes Einzelnen –, sich jener Künstler anzunehmen, die ihren Geist erweitern wollen. Jener, welcher vom Staat Geld nimmt und ihm dann in die Suppe spuckt, will nur einen freien Geist gegenüber dem demonstrieren, von dem er sich kaufen lässt. Kunst braucht die Solidarität der Freunde des freien Denkens und Schaffens, und das ist keines Staatengebilde Aufgabe. So hat jede Gesellschaft jene Kunst, die sie verdient – alles andere wäre Anmassung. *Werner Abt, Basel*

#### **Risikofaktoren vermeiden**

Nr. 23 – «Scheinheilige Klagen»; Beda M. Stadler über die Gesundheitskosten

Bezüglich der Diskussionen, wie der steten Kostenexplosion begegnet werden könnte, hört man kaum je die Forderung nach mehr Eigenverantwortung bezüglich des Umgangs mit den eigenen Risikofaktoren. Als seit über 25 Jahren praktizierender Psychiater plädiere ich entschieden für mehr Eigenverantwortung, und zwar in dem Sinne, dass jeder seine Risikofaktoren bewusst vermeidet und diese in der Zusatzversicherung versichert. Und zwar nicht nur die sozial Stärkeren und Privilegierten, sondern alle. Warum sollen die einen ihre Risikofaktoren «bewusst vermeiden» können oder müssen und die anderen nicht?

Ich wundere mich, dass Santésuisse und die Gesundheitsbehörden noch nie die Forderung nach der Stärkung der Eigenverantwortung stellten. Meines Erachtens muss man neben einer obligatorischen eine freiwillige Sozialversicherung schaffen, die Zusatzleistungen allen zugänglich macht. Diese Idee scheint mir gerechter als eine versteckte oder von der Politik und den Krankenkassen festgelegte Rationierung. Man müsste an die Eigenverantwortung des mündigen Bürgers appellieren, mit einer Willensanstrengung Risikofaktoren

(Stichwort Rauchen, Alkoholabusus, Übergewicht) bewusst zu vermeiden – so wie wir bei der IV ebenfalls eine Willensanstrengung fordern. *Ralph Kaiser, Dielsdorf*

In seinem Artikel fasst Beda M. Stadler kunstvoll heisse Eisen an. Seien wir ehrlich, die Zweiklassenmedizin ist schon lange eine Tatsache. Die von ihm vorgeschlagene Zweiniveaummedizin (Krankheitssystem notwendig, Gesundheitssystem *nice to have*) ist eine gute Idee. Das Thema der Anzahl Ärzte im Gesundheits-

lich eine sinnvolle Arbeit in einem dann noch bestehenden Spital finden. Durch die «neuen» Arbeitszeitgesetze stieg der Bedarf an Spitalärzten, um legal die Spitaldienstleistungen aufrechterhalten zu können. So wie es jetzt aussieht, wird nicht jeder am Ende seines Ausbildungsweges gebraucht werden.

*Markus P. Arnold, Magden*

#### **Lanze für den Kleinstaat Schweiz**

Nr. 23 – «David gegen Goliath»; Roger Köppel über Strategien für die Schweiz unter Druck

Für die EU-Gewaltigen ist es verständlicherweise ein grosses Ärgernis, dass ihre Bürger am Beispiel der Schweiz vorgeführt bekommen, wie gut es sich ohne EU-Mitgliedschaft leben lässt. Dass aber die deutsche Regierung (und die anderer Grossmächte) die Schweiz zwingen will, nach «ihren Regeln zu spielen», das heisst, ihre Gesetze zu befolgen, ist der Gipfel. Es ist der Schweizer Politik dringend zu empfehlen, etwas mehr Selbstbewusstsein zu zeigen und bei unseren eigenen bewährten und für uns tauglicheren Spielregeln zu bleiben. Nur als selbständiger und neutraler Kleinstaat kann sie ihre dringend benötigten Dienste als Vermittlerin in einer brennenden Welt ausüben, nicht mit grossem Medienrummel, sondern still und leise im Kleinen. Wenn sie sich jedoch von den «Goliaths» deren Regeln aufzwingen liesse, könnte die Schweiz auch ihre freiwillig übernommene humanitäre Verpflichtung als Sitz des Roten Kreuzes und als Depositarstaat der Genfer Konventionen nicht mehr optimal erfüllen.

*Marianne Wüthrich, Zürich*

Unter dem Schlagwort «Prozessmuster-Wechsel» haben Unternehmen und Berater

schon seit langem erkannt, dass Erfolg und Wachstum nur mit dem Ausbrechen aus Gewohntem und dem Brechen der etablierten Regeln einhergeht. Zum Beispiel der deutsche Berater Prof. Kruse und seine fulminante Metapher des Hochsprungs: Beim Übergang vom Straddle zum Fosbury-Flop (ab Mexiko 1968) gab's genau die vorhersehbare Reaktion – erst ignorieren sie dich, dann lachen sie über dich, dann bekämpfen sie dich, und dann gewinnst du. Und springst in neue Dimensionen.

*Thomas Hesselbarth, Neuheim*



**«Wenn Sie Mut zur Verantwortung haben – dann machen Sie Karriere als Wirtschaftsprüfer.»**

Dieter Widmer, dipl. Wirtschaftsprüfer, Mitglied der Geschäftsleitung, KPMG, Zürich

**Dieter Widmer geb. 1963** | verheiratet | 2 Kinder | dipl. Wirtschaftsprüfer | Treuhänder mit eidg. Fachausweis | seit 23 Jahren bei KPMG | von 1997 bis 2003 Standortleiter von KPMG in Bern | seit 2002 Mitglied der Geschäftsleitung der KPMG und seit Mai 2007 Head Advisory | seit fünf Jahren Mitglied des Geschäftsleitenden Ausschusses und des Vorstandes der Treuhand-Kammer | Er betreibt mit Freude verschiedene Sportarten und ist oft mit seinem Hund in der Natur anzutreffen |

**Wirtschaftsprüfung: Wo Karrieren geboren werden. [www.treuhand-kammer.ch](http://www.treuhand-kammer.ch)**

system wurde nur gestreift. Der seit Jahren praktizierte Praxisstopp, also gewissermassen die Berufsausübungsverhinderung bei 40- bis 50-jährigen Spezialisten, kann keine Lösung sein, da sie viel zu spät im Lebenszyklus eingreift. Deshalb denke ich, dass, wie in den Niederlanden mit Erfolg praktiziert, ein zentrales Gremium jährlich den Bedarf an Ausbildungsstellen definieren und übers Land verteilen könnte, mit dem Ziel, genügend, aber nicht zu viel Spezialisten pro Fachgebiet auszubilden, die nach Ausbildungsabschluss auch tatsäch-



# Böser Verdacht

Die Strafverfolgungsbehörden des Bundes verheimlichen Akten, die belegen, wie fragwürdig ihr Geldwäscherei-Verfahren gegen Bankier Oskar Holenweger ist. Das düstere Protokoll einer Justizaffäre ohne Ende. *Von Daniel Ammann*



«Exakte Informationen»: Bankier Oskar Holenweger.

Es war ein unscheinbarer, eher kleingewachsener Mann, der am 24. Juli 2003 für eine delicate Mission in die Schweiz einreiste. Am Zoll wies er eine deutsche Identitätskarte vor, die ein halbes Jahr zuvor in Konstanz ausgestellt worden war. «Diemer» stand als Name auf dem Personalausweis, «Markus Diemer». Das Foto zeigte ein lächelndes Gesicht mit Schnauze, Brille und kurzgeschnittenem Haar.

Der Mann, der sich Markus Diemer nannte und bald für eine der grössten Affären der Schweizer Justizgeschichte mitverantwortlich sein würde, fuhr an jenem Donnerstag im Jahrhundertsommer 2003 nach Schaffhausen. Dort, im Hotel «Bahnhof», sollte das Treffen stattfinden, zu dem die Schweizer Bundeskriminalpolizei eingeladen hatte. Sie stand vor einem heiklen Problem, das sie mit dem Mann aus Deutschland lösen wollte.

Seit einigen Monaten nämlich hatten die Behörden Oskar Holenweger im Visier, der in Zürich die Tempus-Privatbank besass. Sie glaubten damals, dass Holenweger, ein Oberst im Generalstab, im grossen Stil Drogengelder wasche. Das wussten sie von José Manuel Ramos. Zur Erinnerung: Der Drogenbaron aus Kolumbien, einst ein führendes Mitglied des Kokainkartells von Medellín, war im Dezember 2002 als «Vertrauensperson» ins Land geholt worden. Ramos, so liess der damalige Bundesanwalt Valentin Roschacher verlauten, könne «exakte Informationen und Beweise zu Drogenkonten in der Schweiz» liefern.

Tatsächlich: Am 18. April 2003 beschuldigte Ramos Holenweger der Geldwäsche für Drogenkartelle und behauptete, der Bankier habe mit dem kolumbianischen Kokainhändler Pablo Escobar «gearbeitet». Ramos hatte diese «exakte Information» aus dem Zürcher Rotlichtmilieu.

## Informant ausser Kontrolle

Der Euphorie der Bundeskriminalpolizei, endlich einen grossen Fisch an der Angel zu haben, folgte allerdings die Ernüchterung. Die Polizisten der eigens geschaffenen «Task Force Guest», die Ramos führen sollten, realisierten bald, dass die Sache aus dem Ruder lief und Ramos nicht zu kontrollieren war. Zwar hörten sie, wie es in einem Protokoll heisst, «praktisch jedes Telefon» mit, das Ramos machte. Zwar hatten sie ihn instruiert, er solle sich «nicht zu stark mit dem Bankier einlassen». Allein, es half nichts. Der Drogenhändler, der unter den Augen der Behörden seine eigenen Interessen verfolgte, hielt sich nicht an die An-

weisungen. Er nahm von sich aus Kontakt mit dem Bankier auf und stellte sich als vermögenden Geschäftsmann aus Südamerika dar, der an Investitionen interessiert war. Gegenüber der Polizei behauptete er danach, er habe mit Holenweger über Drogengelder gesprochen. Der Bankier soll gesagt haben, Tranchen von drei bis fünf Millionen Franken zu waschen, sei «kein Problem».

Die Bundesbehörden waren konsterniert. So war der Einsatz von Ramos nicht gedacht. Am 23. April 2003 trafen sich darum Vertreter der Bundesanwaltschaft, der Bundeskriminalpolizei und der Task Force Guest zu einer als «vertraulich» erklärten Sitzung. In einer «Situationsanalyse», die hier zum ersten Mal publik gemacht wird, kamen sie zu einem alarmierenden Schluss: Die Vertrauensperson (Ramos) sei «durch ihre grosse Eigeninitiative», heisst es in der Analyse, «schon tief involviert». Ramos habe «bereits ermittlungstaktische Leitplanken gesetzt, welche nur noch sehr schwer, wenn überhaupt, korrigiert werden können». Aus dem bisherigen Verhalten von Ramos ergebe sich «eine konkrete Gefährdung». Er selber könne «aus dem Verfahren praktisch nicht mehr heraus gehalten werden». Ob sein Auftreten «vor Gericht noch verhindert werden» kann, sei «höchst fraglich».

Genau das hatten die Strafverfolgungsbehörden unbedingt verhindern wollen. Sie wollten nie offenlegen, woher der Anfangsverdacht gegen Holenweger stammte, der für die Einleitung eines Strafverfahrens nötig ist: von einem bezahlten Spitzel, der für seine Denunziationen eine Viertelmillion Franken kassierte. Sie wollten verschweigen, dass sie den Bankier allein aufgrund von sehr vagen Behauptungen eines mehrfach verurteilten Verbrechers verfolgten. Am gravierendsten aber: Die «Situationsanalyse» weckt den Verdacht, dass die Bundesbehörden realisierten, dass Ramos als Agent provocateur wirkte.

Es wäre für sie der Moment gewesen, um die Reissleine zu ziehen – doch sie entschieden sich anders. Sie wollten das Verfahren gegen Holenweger, von dem sie sich den grossen Erfolg erhofften, offenbar um fast jeden Preis retten. Wer schliesslich die Idee hatte, wie das drohende Debakel mit Ramos verhindert werden könnte, geht aus den Akten nicht hervor. Klar ist nur, dass die Schweizer Behörden die vermeintliche Lösung ihres Problems schliesslich in Deutschland fanden. Sie liehen sich beim Landeskriminalamt Baden-Württemberg einen verdeckten Ermittler aus. Dieser verdeckte Ermittler sollte auf Oskar Holenweger angesetzt werden und ihm eine Falle stellen.

Damit wollten die Strafverfolgungsbehörden zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: Sie könnten Ramos, den zweifelhaften Zeugen, der bereits zu «tief involviert» war, elegant aus dem Rennen nehmen, als hätte es ihn nie gegeben. Und sie könnten ihr Verfahren gegen Ho-



*Spitzel und Drogenbaron José Manuel Ramos.*



*Personalausweis von V-Mann Markus Diemer.*

lenweger künftig mit dem verdeckten Ermittler legitimieren, einem vereidigten Polizisten.

So kam es, dass der deutsche Polizist, der sich Markus Diemer nannte, am 24. Juli 2003 nach Schaffhausen reiste. Im Hotel «Bahnhof» traf er Anton R., einen Schweizer Bundeskriminalpolizisten, der den Drogenbaron betreute – und José Manuel Ramos. Nach diesem Gespräch musste Diemer davon ausgehen, dass Holenweger ein skrupelloser Geldwäscher sei. Man vereinbarte, dass Ramos in den kommenden Tagen Diemer als potenziellen Kunden «Marc» bei Holenweger einführen würde. Um sich vor dem Bankier nicht in Widersprüche zu verwickeln, sprachen sich die beiden en détail über ihre angebliche Bekanntschaft ab.

Dieses Treffen zwischen «Vertrauensperson» Ramos und dem verdeckten Ermittler Diemer wurde bis heute bewusst geheim gehalten – und es ist für die Bundesbehörden hoch problematisch: Diemer war zum damaligen Zeitpunkt noch gar nicht offiziell als verdeckter Ermittler eingesetzt, was die Frage aufwirft, ob er als ausländischer Polizist legal in der

Schweiz aktiv war. Vor allem aber beweist das Treffen, dass das Strafverfahren gegen Holenweger sowie sämtliche gegen ihn verhängten Zwangsmassnahmen – Telefonüberwachungen, Observationen und der Einsatz des verdeckten Ermittlers – einzig und allein aufgrund der Behauptungen von Ramos verfügt wurden. Das aber verheimlichte die Strafverfolgungsbehörden sogar gegenüber den Gerichten, welche diese Massnahmen bewilligten. Dies ist das eigentlich Skandalöse an dieser Affäre.

Holenwegers Anwalt Lorenz Erni will sich zum Verfahren «grundsätzlich» nicht äussern, sagt aber zu den neuen Fakten: «Es ist für dieses Verfahren doch bezeichnend, dass ich von solchen relevanten Vorgängen laufend erst aus den Medien und nicht aus den Akten erfahre.»

### **Codename «Meister Proper»**

Das gerichtspolizeiliche Ermittlungsverfahren gegen Holenweger wurde am 19. Juli 2003 eröffnet. Die Bundeskriminalpolizei begründete ihren Antrag damit, dass ihr «Informationen» vorlägen, wonach sich Holenweger «in Kreisen der internationalen organisierten Drogenkriminalität als Geldwäscher» anbiete. Ferner soll er «bereits für die kolumbianischen Drogenkartelle gearbeitet und Kontakte zum kolumbianischen Drogenbaron Escobar Pablo gehabt haben». Fünf Tage später ordnete die Bundesanwaltschaft die Telefonüberwachung an. Da war aus den «Informationen» bereits ein «dringender Verdacht» geworden. Als Quelle des angeblich «dringenden Verdachts» gab Staatsanwalt Thomas Wyser nicht den Drogenbaron an, sondern täuschte «polizeiliche Ermittlungen im In- und Ausland» vor.

Am 6. August 2003 setzte Wyser Diemer offiziell als verdeckten Ermittler ein. Zwei Tage später fuhr Diemer – Codename «Meister Proper» – mit seinem schwarzen Porsche in Zürich vor. Er traf Holenweger für ein erstes Gespräch im «Baur au Lac». Am 14. August kam es im «Bad Horn» am Bodensee zu einem zweiten Treffen. Am 28. August 2003 schliesslich eröffnete Diemer bei der Tempus-Bank in Zürich das Konto T650061.

Laut dem «Kundenprofil», das die Bank an diesem Tag anlegte, stellte er sich als Finanzdienstleister und «Immobilien-Projekt-Initiator» vor und identifizierte sich mit seinem deutschen Personalausweis. «Der Kunde hat auf Grund seines Immobilienbesitzes ein Potenzial von mehreren Millionen Euro», steht im Kundenprofil. Und: Das Geld, das er bringen werde, sei «unversteuert».

Sein Vermögen käme «aus Immobilien», sagte Diemer auch der Bankberaterin der Tempus, die seine Daten aufnahm. «Alles war in bester Ordnung», sagt die Frau, eine Expertin, die früher bei der Credit Suisse für die korrekte Identifizierung von Kunden zuständig gewesen war. Nur etwas an Diemer fiel aus dem Rahmen: «Er machte mich an», erzählt die Be-



## Was von den Vorwürfen bleibt

Drogengelder fand die Justiz bei Oskar Holenwegers Bank zwar keine. Eine Anklage ist trotzdem nicht auszuschliessen.



«Schwarze Kassen»: Energiekonzern Alstom.

Seit April 2003, seit über sechs Jahren, ermittelt die Schweizer Justiz gegen Oskar Holenweger. So viel steht heute fest: Die ursprünglichen Vorwürfe, mit denen das Strafverfahren und alle Zwangsmassnahmen legitimiert wurden, bewahrheiteten sich nicht. Von bandenmässiger Geldwäscherei für Drogenkartelle fanden die Behörden nicht den Hauch eines Beweises.

Trotzdem könnte Holenweger angeklagt werden. Die Behauptungen des verdeckten Ermittlers, der Banker sei einverstanden gewesen, Geld zu waschen, wiegen schwer. Objektiv gab es zwar keine Geldwäscherei (es wurde ja kein echtes Drogengeld überwiesen), doch subjektiv hätte sie Holenweger gebilligt und sich damit strafbar gemacht. «Untauglicher Versuch» heisst das.

Im Februar 2007 weitete der damalige Untersuchungsrichter Ernst Roduner zudem das Verfahren aus. Er verdächtigte den Bankier, dieser habe für den französischen Energiekonzern Alstom «schwarze Kassen» betrieben und Millionen an Schmiergeldern für Grossprojekte verschoben. Neben Geldwäscherei kam der Vorwurf der ungetreuen Geschäftsbesorgung hinzu.

Diese Ausweitung irritierte, weil seit langem bekannt war, dass Holenweger für Alstom Zahlungsaufträge ausgeführt hatte. Schon kurz nach dessen Verhaftung waren

die Behörden auf diese Überweisungen gestossen. In einem internen Bericht kamen sie zum Schluss, dass es «sehr schwierig» sei, den Tatbestand illegaler Kommissionszahlungen zu beweisen oder nur schon zu verfolgen. Die meisten Transaktionen gingen auf die 1990er Jahre zurück, als Schmiergeldzahlungen ins Ausland in Frankreich und der Schweiz noch legal und sogar von den Steuern abziehbar waren. Und: Es sei «durchaus möglich, dass es sich dabei um legale Kommissionen handle».

Die Bundeskriminalpolizei, die im Umgang mit Holenweger sonst nicht gerade durch Zurückhaltung auffiel, verfolgte darum die Sache nicht weiter. Erst nach drei Jahren erfolglosen Ermittlungen bei den Drogendelikten öffnete Roduner das Alstom-Dossier wieder.

Demnächst wird sich endlich entscheiden, wie es in diesem vertrackten Fall weitergeht. Der eidgenössische Untersuchungsrichter Thomas Hansjakob, ein Sozialdemokrat, der als unabhängig, effizient und besonnen gilt, schliesst die Voruntersuchung gegen Holenweger bald ab; die Schluss- einvernahmen hat er dem Vernehmen nach bereits geführt. «Zum jetzigen Zeitpunkt des Verfahrens» wollte er keine Fragen beantworten. Er wird der Bundesanwaltschaft einen Bericht zustellen und eine Empfehlung machen, wie sie mit Holenweger verfahren soll. Die Bundesanwaltschaft entscheidet schliesslich selber darüber, ob sie das Verfahren einstellt oder Anklage erhebt.

Holenweger, der vor fünf Jahren seine Bank verkaufen musste und seither um seinen Ruf kämpft, weist zwar über seinen Anwalt «sämtliche gegen ihn erhobenen Vorwürfe in aller Form zurück». Eine Anklagescheint derzeit aber wahrscheinlicher als eine Einstellung: Es dürfte Holenwegers Pech sein, dass noch kaum ein Strafverfahren politisch dermassen hochgekocht wurde wie sein Fall, der indirekt sogar mit zur Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher führte. Noch nie waren die Methoden der Bundesanwaltschaft und der Bundeskriminalpolizei dermassen umstritten wie in diesem Verfahren, über das Bundesanwalt Valentin Roschacher stolperte. Und: Holenwegers Schadenersatzforderungen dürften bei einer Einstellung in die Millionen gehen.

Daniel Ammann

raterin, «er prahlte mit seinem Vermögen – und sagte mir, in welchem Hotel er logierte.» Um keinen Zweifel an seinen Absichten zu lassen, fügte er hinzu, er sei wieder Single, seine Frau sei bei einem Motorradunfall gestorben.

Der Rest der Geschichte, fast der ganze Rest, wurde in diesen Spalten schon erzählt: «Meister Proper» erhielt den Auftrag, Holenweger eine Falle zu stellen. Er brachte viel Bargeld bei der Tempus-Bank vorbei – rund 830 000 Euro in Notizen. Dieses Geld, so wies er Holenweger am 1. Dezember 2003 per E-Mail an, wollte er über ein Konto im Ausland nach Deutschland überwiesen haben. Der Banker tat wie ihm geheissen und transferierte die Summe via ein Konto bei der holländischen Bank ABN Amro in Singapur.

### Der Saubermann brachte das Geld

Später wird der Mann, der sich Markus Diemer nannte, aussagen, er habe gegenüber Holenweger klagemacht, dass er «Dope-Geld», also Drogengelder, über die Bank schleusen wolle. Der Bankier habe geantwortet, darin habe er Erfahrung. Er habe Holenweger auch einmal nach dem WC gefragt und angemerkt, dass er sich «nach so viel schmutzigem Geld nun endlich die Hände waschen» müsse. Der Bankier habe gelacht und gesagt, «dass Geld hin und wieder nicht sehr sauber sei».

Zehn Tage nach der Geldüberweisung, am 11. Dezember 2003, wurde Holenweger verhaftet – wegen Verdachts auf bandenmässige Geldwäscherei. Nach seiner Verhaftung durchleuchtete die Revisionsgesellschaft KPMG im Auftrag der Behörden die Tempus-Bank gründlich. Ihr Schluss fällt eindeutig aus: «Das Ergebnis unserer Prüfung zeigt, dass ausser bei der Kundenbeziehung <Diemer> [...] keine der geprüften Transaktionen Zeichen von Geldwäscherei aufweist.» «Schmutziges» Geld brachte nur «Meister Proper» vorbei, der verdeckte Ermittler. Holenweger bestreitet über seinen Anwalt die Darstellungen Diemers kategorisch.

Von diesem Lockgeld, das sich die Bundeskriminalpolizei bei der Nationalbank auslieh, sind erst noch einige tausend Euro spurlos verschwunden. Das Geld erhielt der verdeckte Ermittler in zwei Tranchen, jeweils persönlich in Schaffhausen. 193 000 Euro waren es am 4. September und 641 000 Euro am 3. November 2003. So steht es auf den «Empfangsbestätigungen», die Diemer dem Bundesamt für Polizei unterschrieb. Laut den Quittungen der Bank allerdings, die er mit seiner Unterschrift bescheinigte, bezahlte er das erste Mal nur 191 800 und das zweite Mal nur 637 750 Euro ein.

Die Differenz von 4450 Euro weckt einen bösen Verdacht: Hat etwa der Mann, der «Meister Proper» war, die Gelegenheit genutzt und sich bereichert? Das würde zu diesem verunglückten Verfahren fast noch passen.

### Im Internet

Dossier zum Thema: [www.weltwoche.ch/holenweger](http://www.weltwoche.ch/holenweger)

# Kurz vor dem Bankrott

Etliche Krankenkassen stehen vor dem Ruin. Nicht nur wegen der Finanzkrise, sondern dank Pascal Couchepin:

Der Gesundheitsminister zwang sie, ihre Reserven abzubauen.

Von Konstantin Beck



*Steigende Konkurswahrscheinlichkeit:* Gesundheitsminister Couchepin.

Die Krankenversicherer brauchen ihre Reserven wie die Fische das Wasser. Dessen ungeachtet verordnete das Bundesamt für Gesundheit (BAG) vor drei Jahren riskant geringe Mindestreserven und wachte darüber, dass die angemessen hohen Reserven sukzessive aufgelöst wurden. Allein von 2008 bis 2009 verschleuderte die Branche auf Geheiss 45 Prozent ihrer jahrelang angesparten Gelder. Das bringt den solidesten Versicherer in Schieflage, und der Kassenwettbewerb verkommt mittelfristig zum Oligopol, was der Amtsvorsteher, Thomas Zeltner, achselzuckend in Kauf nimmt. Weniger Anbieter erleichtern ihm die Aufsicht.

Ausschlaggebend war Couchepins Wunsch, den realen Kostenanstieg zu verschleiern. Reserven können die Versicherer nur abbauen, indem sie Verluste ausweisen, d. h., wenn sie das Prämienwachstum zügeln. Irgendwann muss das Prämienross die davongaloppierenden Kosten wieder einholen, man will ja nicht ewig Verluste einfahren. Insofern waren die happigen Prämienerrhöhungen für diesen Herbst grösstenteils seit drei Jahren vorhersehbar. Nach einer rasanten Aufholjagd werden die Prämien wieder auf gleicher Höhe wie die Kosten sein, allerdings bei deutlich reduzierten Reserven.

Nun gehen wir nahtlos zum dritten Akt über. Es stellt sich die Frage, wie viel Sicher-

heit die geschrumpften Reserven noch zu stiften vermögen. Ein Benchmark mit den Vorschriften des Bundesamts für Privatversicherungen (BPV) – seinerseits zuständig für die Zusatzversicherungen – liegt nahe. Das BPV berechnet mit versicherungsmathematischen Modellen unterschiedliche Risikostufen und bezeichnet diese mit Farben.

Ein Krankenversicherer, der die gesetzlichen Erfordernisse des BAG exakt erfüllt, würde vom BPV im orangen Bereich eingestuft. Er hätte innert zweier Monate einen Sanierungs- und Liquiditätsplan vorzulegen. Alle wichtigen Geschäftstransaktionen wären genehmigungspflichtig. Das für die Grundversicherung zuständige, farbenblinde BAG verkündet dagegen: Alles im grünen Bereich!

## Szenario des Schreckens

Eigene Berechnungen zeigen, dass bei Einhaltung der Minimalreservevorschriften das Restrisiko rund zwei Prozent beträgt. Ist das unerheblich? Bei achtzig konkurrierenden Versicherern ist in diesem angeblich grünen Bereich jährlich mit einem, eher mit zwei Konkursen zu rechnen.

Und alle sieben Jahre ist mit dem Zusammenbruch eines der acht grössten Versicherer zu rechnen. Das ist keine billige Polemik, son-

dern lediglich eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Zum Szenario des Schreckens gehört auch, dass inzwischen nicht einmal mehr das BAG damit rechnet, dass die Branche Ende 2009 die Minimalvorgaben auch einhalten wird. In sechs Monaten werden die Versicherer 25 Prozent unter dem vorgeschriebenen Minimum liegen. Und damit steigt die Konkurswahrscheinlichkeit exponentiell über 2 Prozent hinaus.

Und was machen die Kantone? Wie in jedem richtigen Drama muss auch hier jemand um die Scheinlösung besorgt sein. Diese lautet: kantonale Reservehaltung. Zahlreiche Gesundheitsdirektoren beobachten argwöhnisch die Höhe der Reserven in ihrem eigenen Kanton, obwohl das KVG den Begriff kantonale Reserven – zu Recht – nicht kennt.

## Dilettantische Ziele

Das Versicherungsgeschäft hängt vor allem von der Grösse des Versichertenkollektivs ab. Einer allein kann sich per Definition nicht versichern. Schliessen sich nur schon zwei Personen zu einer Versicherung zusammen, so sinkt ihr gemeinsames Risiko um 29 Prozent. Finden sich Tausende, ja Millionen von Kunden unter einem gemeinsamen Dach, so pulverisiert das ihr Risiko geradezu. Das besagt das statistische Gesetz der grossen Zahl.

Was passiert nun aber, wenn der Waadtländer Regierungsrat Maillard aus national tätigen Versicherern 26 Kleinstversicherer macht? Es passiert das Gegenteil, das Risiko steigt, und das nicht zu knapp. Will man das gleiche kümmerliche Sicherheitsniveau halten, das dem BAG als ausreichend erscheint, so müssten die Reserven sofort um den Faktor 4,5 erhöht werden. Belässt man die Reserven auf dem heute vorgeschriebenen – jedoch kaum noch eingehaltenen – Mindestniveau, so nimmt das damit verbundene Risiko um den Faktor 4,5 zu. Wir sprechen dann nicht mehr von rund zwei Prozent Restrisiko, sondern von neun Prozent, nicht von zaghaften zwei Konkursen pro Jahr, sondern von deren sieben.

Obendrauf kracht alle anderthalb Jahre ein Grossversicherer zusammen. Und das nicht etwa als Folge von zu riskantem Geschäftsgebaren, sondern einzig und allein wegen dilettantischer, kurzfristigen Zielen verpflichteter Regulierung. Es darf nicht sein, dass die sozialpolitisch wichtige Krankenversicherung dem politischen Denken einiger weniger zum Opfer fällt. Eine nüchterne Überwachung der Reserven, wie sie das BPV vorlebt, tut not, wollen wir nicht gemeinsam den fünften und letzten Akt dieses Dramas miterleben müssen.

Konstantin Beck leitet das CSS-Institut für empirische Gesundheitsökonomie in Luzern.



# Frage des politischen Willens

Mit modernen Anflugverfahren liessen sich Fluglärm und CO<sub>2</sub>-Emissionen um den Zürcher Flughafen massiv reduzieren. Damit hätte die Schweiz ein Faustpfand gegen die deutsche Blockade im Norden. Bundesrat Moritz Leuenberger zeigt wenig Interesse, das Vorhaben umzusetzen. *Von Alex Baur*



744 lärmbeeinträchtigte Deutsche: Nordanflug auf den Flughafen Zürich.



210 841 lärmbeeinträchtigte Schweizer: Südanflug auf den Flughafen Zürich.

Es war eine hochkarätige Runde, die sich auf Einladung des Bundesamtes für Zivilluftfahrt (Bazl) am 4. Mai 2006 im Sitzungsraum 2-118 des Zürcher Flughafens traf: Von den beiden Flugzeugbauern Airbus und Boeing über die Airline Swiss und den Airport-Betreiber Unique bis zur Luftraumbehörde Skyguide und zur europäischen Dachorganisation Eurocontrol sassen alle am Tisch. Das Thema: neue Anflugverfahren und die Reorganisation des Luftraumes. Das auf den ersten Blick technisch anmutende Dossier ist von höchster politischer Brisanz: Zürich könnte eine Pionierrolle bei der Einführung von «grünen» Anflugverfahren einnehmen, die Bewegung in die verfahrenere Lärmdebatte und die deutsche Blockade um den für die Schweiz so wichtigen Flughafen bringen könnten.

Die neuen Anflugverfahren würden eine massive Reduktion des Lärms vor allem über deutschem Boden bringen. Der Bundesrat hätte damit endlich einen echten Trumpf im Kampf gegen die Flugsperre, die der grosse

Nachbar für die Morgen- und Abendstunden verhängt hat. Seit Deutschland im Frühling 2003 den Luftraum über dem weitgehend unbewohnten Schwarzwald in den Randstunden dicht machte, muss Zürich Kloten von Süden her über hügeliges und dichtbesiedeltes Stadtgebiet angefliegen werden. Nüchtern betrachtet ist das ein Unding: 210 841 vom Fluglärm erheblich betroffenen Schweizern stehen 744 betroffene Süddeutsche gegenüber. Doch jetzt, so schien es, hatte die Schweiz erstmals ein echtes Faustpfand in der Hand: eine bis zu fünfzig Prozent tiefere Lärmbelastung über dem Schwarzwald als Gegenleistung für die Aufhebung der deutschen Blockade.

## Radikale Reorganisation des Luftraums

Im Hintergrund des Treffens steht eine komplette Reorganisation des europäischen Luftverkehrs, die bis 2020 abgeschlossen werden soll. Bis dahin will die Europäische Union mit dem Projekt SES (Single European Sky), dessen Beschlüsse auch für die Schweiz bindend sind,

die Kapazität der Luftstrassen verdreifachen, die Flugnebenkosten halbieren und die Umweltbelastung um zehn Prozent verringern. Das ist nur möglich mit einer radikalen Neuaufteilung der Lufträume, die sich nicht mehr nach Landesgrenzen richtet, sondern nach optimalem Verkehrsfluss. Eine Steuerung des Flugbetriebes über ein zentrales Computersystem soll die Effizienzsteigerung ermöglichen. Der «grüne», satellitengestützte Anflug auf Flughäfen ist das Herzstück des Unterfangens. Hier haben die Experten das grösste Sparpotenzial ausgemacht: Veraltete Manöver führen zu nutzlosem Kerosinverbrauch und Lärm.

Das Verfahren, wie es heute in Zürich Kloten praktiziert wird, hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg kaum geändert. Der Pilot orientiert sich an terrestrischen Funkfeuern, der Sinkflug erfolgt nach einem starren, linearen Schema. Die Flugleitzentrale sorgt im Wesentlichen dafür, dass die Mindestabstände zwischen den Flugzeugen eingehalten werden, und weist überzählige Maschinen einem Warteraum zu.

Dank Computern ist es heute möglich, die Sinkrate eines Flugzeuges so genau zu berechnen, dass es die Landebahn von der Reiseflughöhe her im Gleitflug erreicht. Bei einem Grossraumflugzeug lassen sich damit bis zu 350 Kilogramm Kerosin einsparen, was einer Tonne CO<sub>2</sub>-Ausstoss entspricht. Weil die Triebwerke bis zum Endanflug im Leerlauf drehen, bringt der Gleitflug eine Halbierung des Lärms über den Gebieten, die mehr als fünfzehn Kilometer vom Pistenende entfernt sind. Wenn der Pilot zudem per Satellitensystem navigiert, kann er lärmempfindliche Gebiete meiden und das lärmarme Gleiten bis in Pistennähe verlängern.

Der Gleitanflug (Continuous Descent Approach, CDA) wird in London Heathrow, aber auch in Nordamerika und in Australien seit Jahren in verschiedenen Varianten erprobt. In der US-Hauptstadt Washington wird der CDA mit satellitengestützter Navigation (RNAV) kombiniert: Eine der Anflugschneisen schlängelt sich entlang des Potomac Flusses über ein dünnbesiedeltes Gebiet. Auch in Stockholm, Frankfurt und München laufen Versuche mit dem «Green Approach».

Das «grüne» Anflugregime hat auch Nachteile. Vor allem in der Anfangsphase, bis sich das System eingespielt hat, bedingt der Gleitflug höhere Sicherheitsabstände. Das kostet Kapazität. Bis jetzt werden die neuen Verfahren deshalb vor allem in verkehrsarmen Zeiten angewendet. Die komplexen Manöver müssen zudem zertifiziert werden, was, je nach Arbeits-eifer der Behörden, mehrere Monate bis Jahre dauert. Und sie stellen die Flugleitzentralen vor neue Herausforderungen. Optimal zum Tragen kommen die Systeme erst, wenn die Flüge dereinst von Anfang bis Ende über einen zentralen Computer gesteuert werden.

Die Umsetzung der «grünen» Anflugvarianten wurde von der Projektgruppe Sesar\* erarbeitet und gehört zu den prioritären kurzfristigen Zielen von Eurocontrol. Gemäss Olaf Dlugi, Chairman des Exekutivkomitees von Sesar, ist das neue Anflugregime beschlossene Sache: «Es geht nur noch um das Wann.» Empfohlen wird die Einführung bis zum Jahr 2012 – wer nicht freiwillig mitmacht, der muss bis spätestens 2020 nachziehen. Die Schweiz steht damit vor der Alternative: Die Umstellung um ein paar Jahre hinauszögern – oder in die Offensive gehen und Deutschland im Gegenzug Konzessionen abringen.

Genau diese Frage stellte sich am eingangs erwähnten Treffen im Mai 2006. Und man war sich einig: Die Schweiz sollte die einmalige Chance nutzen. «Die Stimmung», so erinnert sich Dlugi, der das Thema auf den Tisch gebracht hatte, «war aufgeräumt.» Gefragt war jetzt vor allem der politische Wille. Doch genau daran mangelt es offenbar. Denn geschehen ist seither so gut wie nichts. «An uns gelangten danach keine Anfragen mehr von Schweizer Seite zum Thema», erklärte Dlugi gegenüber

der *Weltwoche*, «und wenn ich meine Schweizer Kollegen darauf ansprach, bekam ich ausweichende Antworten.» Ein Rätsel sei für ihn der Stimmungsumschwung beim Bazl.

### Lethargischer Verkehrsminister

Die Passivität auf der Schweizer Seite mag damit zusammenhängen, dass zwei zentrale Figuren – Daniel Gschwind, damals Vizedirektor beim Bazl, sowie Daniel Leiser von Unique Airport – ihre Arbeitgeber gewechselt haben. Das Hauptproblem liegt aber beim obersten Chef der Luftfahrtbehörde: Bundesrat Moritz Leuenberger (SP). Der Verkehrsminister bestimmt letztlich das Tempo. Doch Leuenberger, ohnehin kein Freund der Fliegerei, legt eine kaum verhohlene Lethargie an den Tag, wenn es um Zürich Kloten geht.

Im April 2001 war Leuenberger nach Berlin gepilgert, um persönlich einen Staatsvertrag zur Bewirtschaftung des Zürcher Flughafens auszuhandeln. Dieses naive taktische Vorgehen – für solche Verhandlungen werden in der Regel Chefbeamte vorgeschoben – brachte ihm harsche Kritik von allen Seiten ein. Das Parlament verwarf den Vertragsentwurf, worauf Deutschland die Blockade verhängte. Diese persönliche Schmach, so ist aus Leuenbergers Umfeld zu vernehmen, habe er nie verwunden.

Auf konstruktive Vorschläge zur Lösung der unhaltbaren Situation aus Leuenbergers Departement hat man seither vergebens gewartet. So verwarf das Bazl vor einem Jahr den sogenannten gekröpften Nordanflug, der für die ungleich dichter besiedelte Süd- und Ostschweize eine Entlastung gebracht hätte – dies notabene, nachdem das Projekt während über drei Jahren in Leuenbergers Amtsstuben liegengeblieben war. Doch Handeln wäre bitter nötig. Der vorübergehende Rückgang des

Flugverkehrs als Folge der Krise drängt sich geradezu auf, um neue Verfahren zu erproben.

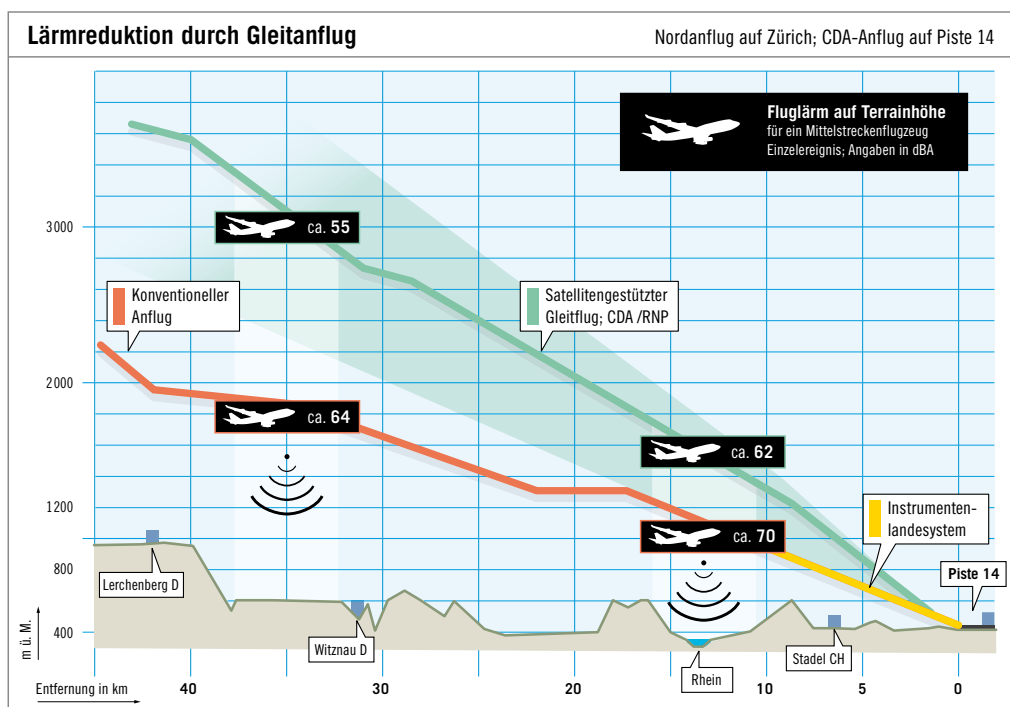
Bezüglich des «Green Approach» sind vom Bazl lediglich Allgemeinplätze zu erfahren: «Das Bazl hat ein starkes Interesse an diesem Verfahren», ist vom Sprecher Daniel Göring zu erfahren, «es bestehen mehrere Ideen auf verschiedenen Flughäfen.» Zu den Verhandlungen mit Deutschland mag man sich nicht äussern. Ähnlich zurückhaltend äussern sich Skyguide und der Kanton Zürich. Für Unique wäre eine Lösung zwar dringlich, doch die Flughafenbetreiberin will sich nicht öffentlich in den Streit mit Deutschland einmischen.\*\*

Dabei müssten die massiven und konkreten Treibstoffeinsparungen – je nach Berechnung könnten jährlich über 100 000 Tonnen CO<sub>2</sub> vermieden werden – durchaus im Sinne Leuenbergers sein. Doch der Verkehrsminister setzt primär auf den Kauf von Myclimate-Flugtickets: Für jede Flugmeile, die einer seiner Beamten fliegt, zahlt der Bund einen Betrag an eine private Organisation, die Umweltprojekte finanziert und in deren Patronatskomitee Leuenberger selber sitzt. Eingespart wird dadurch kein Gramm CO<sub>2</sub>; und den lärmgeplagten Anwohnern nützen die Ablasszahlungen fürs schlechte Gewissen auch nichts.

Wie das Bazl weiter ausführt, soll vorerst der Fluglärm um den Zürcher Flughafen neu gemessen werden. Diese Massnahme wurde im April 2008 beschlossen, als die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel als Staatsgast in der Schweiz weilte. Fazit: Während Europa die Weichen für die Zukunft stellt, erhebt die Schweiz längst bekannte Daten neu.

\* Sesar = Single European Sky ATM Research Programme

\*\* Stellungnahmen von Bazl, Unique, Skyguide und Kanton Zürich auf [www.weltwoche.ch/fluglaerm](http://www.weltwoche.ch/fluglaerm)





---

# «Da suche ich noch»

---

Wer ist der erfolgreiche Industrielle und FDP-Politiker Johann Schneider-Ammann?  
Eine abendliche Begegnung in den Wandelhallen des Bundeshauses.

Von Roger Köppel



*Die totale Balance:* Industrieller Schneider-Ammann im Parlament.

Was ihn wirklich fasziniert? Man hat sich anderthalb Stunden unterhalten in den Wandelgängen des Bundeshauses. Das Gespräch kreist um die Wirtschaftskrise, Konjunkturpakete, den Niedergang der Linken, gute Bücher, die Familie, den Freisinn und die Frage, ob man angeschlagenen Unternehmen staatsverbürgte Kredite zuhalten dürfe. Gelegentlich wurde die Konversation ruckartig unterbrochen, weil der 57-jährige, schlanke Industrielle mit zahllosen anderen, weniger gut trainierten Abgeordneten, von einem Klingelsignal alarmiert, in den Parlamentssaal stürzte, um an den Abstimmungen des Tages teilzunehmen.

Was also fasziniert ihn? Nationalrat Johann Schneider-Ammann (FDP) denkt eine Zeitlang nach, sein Gesicht verbreitet die perfekte Mischung aus Gefasstheit, Zuversicht und Milde, die bei arrivierten Schweizer Parlamentariern auf bundesrätliche Ambitionen schliessen lässt. «Mich fasziniert die Komplexität, die

Vielfalt meiner unterschiedlichen Aufgaben.» Es ist dies einer jener typischen, wohlabgewogenen Schneider-Ammann-Sätze, die einen zustimmungsfähigen Sachverhalt exakt so darlegen, dass er ohne weiteres einleuchtet, ohne allerdings den Absender der Botschaft der Gefahr polarisierender Nebenwirkungen auszusetzen.

## Wie einst bei der Swissair

Seine Gegner werfen ihm Gefallsucht und Opportunismus vor. Man wittert hinter der gepflegten Benutzeroberfläche des besonnenen, höflichen, stets um Ausgleich aller Kräfte und Tendenzen bemühten Berners das Kalkül des auf Stimmenfang codierten Mittelpolitikers. Einwände dieser Art wischt Schneider-Ammann im Verlauf des Gesprächs mehrfach beiseite wie eine lästige Fliege. Er könne den Vorwurf des Populismus nicht mehr hören. So würden nur Leute reden, die ausserhalb der

Arena sitzen und zuschauen. Lieber hält er sich an einen Leitsatz des Ökonomen Keynes, wonach man eben seine Meinung nicht nur ändern dürfe, sondern geradezu müsse, wenn sich die Fakten ändern. Dass der erfolgreiche Maschinenhersteller kein Anhänger der reinen liberalen Lehre ist, weiss man seit den Debatten über die darniederliegende Swissair, die Schneider-Ammann mit Steuergeldern wieder flottmachen wollte, weil er sie «für einen Teil der Verkaufsinfrastruktur der schweizerischen Exportindustrie» hielt. Er selber investierte Millionen. Ungeachtet dessen findet er es heute falsch, wenn die Deutschen Opel mit Staatsgeld sanieren. Auf den Widerspruch hingewiesen, kontert Schneider-Ammann mit einem wissenden Lächeln: «Es mag ja sein, dass man es etwas anders sieht, wenn Firmen mit dem Schweizer Kreuz betroffen sind.»

Das sind ungewohnte Worte für einen der führenden Vertreter der Schweizer Wirtschaft.

Schneider-Ammann übernahm vor 25 Jahren den Betrieb seines freisinnigen Schwiegervaters Ulrich Ammann, einen Baumaschinenhersteller, der stark im Export tätig ist und zu den bedeutendsten Unternehmen des Kantons Bern gehört. Der ausgebildete ETH-Ingenieur mit MBA-Abschluss sitzt seit 1999 für den Freisinn im Nationalrat. Sein eigener Vater war Tierarzt und musste sich entsprechend ohne Krankenkassen auf dem freien Markt behaupten, was den Sohn nach eigenem Bekunden stark prägte.

Seit zehn Jahren ist Schneider-Ammann Präsident des einflussreichen Industrieverbands Swissmem, und in dieser Funktion machte er sich kürzlich unbeliebt, als er die Schaffung eines staatlich verbürgten Garantiefonds für Industriekredite forderte. Der delikate Vorschlag zielt ins Herz des Wirtschaftsfreisinns: Der Vorzeigunternehmer aus Langenthal wurde plötzlich als Etatist beschimpft, weil er es angesichts der Konjunktur für geboten hält, die Kreditversorgung der Exportfirmen notfalls durch staatliche Bürgschaften aufrechtzuerhalten. Feuerschutz erhielt der Vielkritisiertere am Wochenende von unerwarteter Seite.

Hans Kaufmann, der bärbeissige Chefökonom der SVP, sonst gar kein Freund staatlicher Annäherungsversuche an die Privatwirtschaft, liess über die Medien ausrichten, dass er die Idee für vernünftig halte. Da andere Länder ihre Unternehmen längst staatlich versorgen, drohe, so Kaufmann, die Schweiz in einen systemischen Engpass zu geraten. «Blanker Unsinn», quittierten Parteifreunde aus beiden Lagern. Wirtschaftsministerin Leuthard gab sich in ersten Verlautbarungen klar ablehnend.

### Sterben in ordnungspolitischer Schönheit

Müssen die von der Konjunktur hart getroffenen Schweizer Exportunternehmen durch ein Sicherheitsnetz staatlicher Bürgschaften im Kreditbereich gestützt werden? Oder wäre es nicht viel besser, sie ungeschützt im Stahlbad zu belassen, auf dass die Starken überleben und die Schwachen sterben oder stärker werden? Schneider-Ammann betont vehement und glaubhaft, dass er keine Industriepolitik à la Frankreich im Sinn habe. Es gehe nicht darum, schlecht geführten Firmen Staatsgelder oder billige Kredite zuzuführen. Aber man müsse doch einfach sehen: Die Schweizer Industrie beschäftige eine Dreimillion Angestellte, erwirtschaftete zehn Prozent des Bruttoinlandsprodukts und werde jetzt von Markteinbrüchen heimgesucht, die gesunde Firmen mit gesunden Produkten ruinieren können: «Wir dürfen nicht zusehen, wie im Ausland geholfen wird, während wir in ordnungspolitischer Schönheit sterben.» Er hoffe, dass die staatlichen Kreditgarantien gar nicht gebraucht würden, höchstens als imaginäre Gehhilfe, als Stützstrumpf für den äussersten Notfall. Überhaupt, schiebt Schneider-Ammann eine wei-

tere Schneider-Ammann-Formel nach, rede er nicht von einem Garantiefonds, sondern von einem «Überbrückungsfonds», einer Art Pflegung auf Zeit. Als ob er die Umsetzungsschwierigkeiten beim Reden ahnt, gibt er unumwunden zu: «Ich tue mich wirklich schwer, darüber zu sprechen, es ist eine Gratwanderung, und die Anwendung ist sehr anspruchsvoll. Da suche ich noch.» Hat er Fundamentalfriede an der Marktwirtschaft bekommen? «Auf keinen Fall, die soziale Marktwirtschaft ist für mich das beste aller schlechten Systeme.»

Der Journalist droht schwach zu werden. Er möchte dem freundlichen Politiker, der sich so viel Mühe gibt, seinen Plan widerspruchsfrei und selbstkritisch auszubreiten, gerne recht geben. Er fühlt das ehrliche Verlangen, den geschilderten Ideen zuzustimmen, ein Wetterleuchten am finsternen Horizont, denn auch er teilt mit dem Industriellen, der deswegen über schlaflose Nächte klagt, die Sorge, dass in einer Konjunkturbaisse, wie wir sie jetzt erleben, selbst gutgeführte, mit hervorragender Technik bestückte, bisher stolz an der Spitze des Fortschritts segelnde Schweizer Unternehmen von der Krise zermalmt werden können.

Doch gleichzeitig spürt der Reporter die Nachwehen ungezählter Lektürestunden, die Klassiker des freien Marktes, David Hume, Adam Smith, Friedrich August von Hayek, Milton Friedman, Wilhelm Röpke, das Wissen um die ewige Vergeblichkeit gutgemeinter Staatsingriffe, Swiss-Debakel, amerikanischer Immobilienmarkt, halbverstaatlichte Konzernruinen in der Autobranche, schliesslich die Realität ungezählter «Überbrückungen» auf Zeit, die seit Ewigkeiten bestehen. Mahnend hallen die Worte des Basler Ökonomen Silvio Borner aus einem unveröffentlichten Vortrag nach: «Die Krise ist immer wieder die Stunde der Wahrheit für diejenigen, die sich überschätzt und überschuldet haben.» Und weiter: «Staatliche Kredithilfen in irgendeiner Form sind gleichbedeutend mit staatlicher Investitionslenkung. Und diese trifft die freie Marktwirtschaft ins Mark.» Leider wahr.

### Das Pyramidengleichnis

Schneider-Ammann lässt sich nicht beirren. Er zeichnet mit den Fingern eine Pyramide in die Luft. Sie ist sein Gleichnis für den Aufbau der Gesellschaft. Er könne die Skepsis verstehen, er verstehe auch die vorsichtigen Banken, die angesichts der Lage ihre Kredite überprüfen. Aber es wäre dramatisch, wenn man das untere Segment der Pyramide einfach wegbrechen, einen markanten Anstieg der Arbeitslosigkeit geschehen lasse. Die Auftragsbestände in der Industrie gehen weiter zurück. Im letzten Jahr machte der von seinem Verband vertretene Sektor einen Gesamtumsatz von 100 Milliarden Franken. Im ersten Quartal 2009 betrug der Rückgang 42 Prozent. Schneider-Ammann ist nicht allein mit der Feststellung, dass sich

die Arbeitslosenzahlen schon im nächsten Herbst verschärfen werden, obwohl er im Gespräch jeden Alarmismus vermeidet. Der Unternehmer spricht ruhig, er sieht und erörtert die Widersprüche, trotzdem bleibt er bei seinen Forderungen: «Gesellschaftspolitische Überlegungen müssen jetzt den Vorrang haben vor ideologischen. Wir sind von einem Tsunami erfasst worden, und ich glaube nicht, dass es der Bundesrat einfach achselzuckend hinnimmt, wenn die Arbeitslosenzahlen steigen, was ich nicht hoffe.» Um die Dringlichkeit zu unterstreichen, legt er nach: «Wir müssen kurzfristig helfen, um langfristig industrielle Substanz zu erhalten.»

Politik ist auch die Kunst, den flüchtigen eigenen Meinungen den Anschein der Durchdachtheit zu vermitteln. Der frühere deutsche Aussenminister Joschka Fischer besass die Fähigkeit, das von ihm jeweils situativ für richtig Gehaltene mit der Ergriffenheit eines Predigers zu verkünden, der sich von seinen ewigen Wahrheiten innerhalb von 48 Stunden ohne jede Mühe wieder lösen kann. Schneider-Ammann gehört nicht zu diesem Typus. Er gibt sich nicht als Gesinnungspolitiker, sondern steuert bewusst zwischen Unschärfen und Kompromissen; die undichten Stellen in seiner Argumentation sind ihm bekannt. Man nimmt es ihm ab, dass ihn ehrliche Sorge um die von ihm präsierte Industrie bewegt. Den bösen Verdacht, er zeige sich vor allem deshalb besonders aufgeschlossen gegenüber staatlichen Rettungsplänen, weil er sich damit gewisse Sympathien der Linken für die nächste, eigene Bundesratswahl erkaufe, wehrt Schneider-Ammann mit einer routinierten Bewegung ab, die leise Empörung und vor allem Erschöpfung verrät. Offensichtlich wurde er das schon häufiger gefragt.

Während sich draussen die Hektik des Parlamentsbetriebs legt, sinniert der Unternehmer auf entsprechende Fragen über die letzten Dinge. Selbstvertrauen definiert er als die Summe aller überwundenen Selbstzweifel, von denen er selber einige habe meistern müssen. An seiner Partei ärgert ihn nichts, und falls es so wäre, würde er sich vor Journalisten dazu nicht äussern. Interessant ist seine Bemerkung, auf dem Nachttisch habe er ein Buch über Gelassenheit liegen, was man bei einem so nervositätsfrei wirkenden Menschen wie ihm nicht erwartet hätte. Was ist der Satz, die Einsicht, der Philosophenspruch, der ihn am meisten beschäftigt? Noch einmal denkt Schneider-Ammann nach, und man kann es ihm nicht übelnehmen, dass auch diese Antwort perfekt zu einem Politiker passt, der einen sechsten Sinn dafür zu haben scheint, immer die konsenstaugliche Mitte anzusteuern: «Wer zu stark über die Vergangenheit nachdenkt und sich vor der Zukunft fürchtet, verpasst die Gegenwart.» Der Anspruch, alles mit allem in Einklang zu bringen, bleibt sein höchstes Ideal. ○



# Heldin in der Krise

Sie ist nicht nett, sie ist nicht niedlich, und lächeln tut sie schon gar nicht. Als seltsame Aussenseiterin wurde die Cartoonfigur Emily the Strange zur Heldin der jugendlichen Subkultur. Jetzt droht ihr der Weltruhm. Von Franziska K. Müller



«Durch und durch positive Ikone»: Comic-Star Emily the Strange.

Ihr Lieblingssatz lautet: «Geh weg.» Sehr oft ist Emily schlechtgelaunt. Freunde hat sie – bis auf vier hinterhältige Katzen – keine. Ihr grösster Horror? Die Farbe Pink. Kühl blickt die Dreizehnjährige unter einem pechschwarzen Pony hervor. Sie steht in ihrem Zimmer. Es ist ein düsteres Reich. Für verschnörkelte Mädchenfantasien fehlt dem blassen Mädchen der Sinn. Emily trägt jeden Tag das gleiche pechschwarze Kleid, schwarze Strumpfhosen und weisse Schuhe mit dicken Sohlen. Sie mag Gedichte von Jean Cocteau, schmiedet Rachepläne gegen die Welt und trinkt gerne Tee. Am liebsten ist sie allein. Sie sagt eigenartige Sätze wie: «Ich sehe nicht müde oder glücklich aus. Ich sehe so aus wie immer: seltsam.»

«Emily the Strange» (Emily die Seltsame) – so lautet der vollständige Name der zweidimensionalen Kultfigur – ist ein eigenwilliges

Geschöpf. Die Aussenseiterin ist weder nett noch niedlich, und lächeln tut sie auch nie. Wäre sie keine bekennende Anti-Materialistin, gäbe es allen Grund zur Freude. Hunderte von Online-Shops und Fanseiten sorgen dafür, dass Emily ihren Erfindern, der in Kalifornien ansässigen Firma Cosmic Debris, jährlich zehn Millionen Dollar einbringt.

## «Mein Problem bist du»

Nicht nur die Vertreter der jugendlichen Subkultur – Gothic-Leute, Punks und minderjährige Emos (Emotional Hardcore) – haben die selbsternannte «Chefin der Gelangweilten» in ihre Herzen geschlossen und identifizieren sich mit Emilys Botschaften und Selbstanalysen, die bisher hauptsächlich auf unpräzisen Kleidungsstücken wie schwarzen Unterhosen, T-Shirts und Kapuzenpullovern prangten: «Cute is dead» («Süß ist tot»), «Pro-

blem Child» («Problemkind») oder «My problem is you» («Mein Problem bist du»). Zu den prominenten Urfans der 13-jährigen gehörten so eigenwillige Kreaturen wie die französische Schriftstellerin Amélie Nothomb, der Splatter-Rocker Marilyn Manson und seine schöne Ex-Frau Dita Von Teese. Jetzt sorgt das Mainstream-Showbiz dafür, dass das Seltsame ein massentaugliches Lebensgefühl sein darf. Glitzerte auf Britney Spears' Oberweite bis vor kurzer Zeit der Slogan «Be Sexy», steht dort nun ein Originalzitat von Emily, die ihren Betrachtern einen Totenkopf entgegenhält: «I should try a new point of view» («Eine neue Sichtweise ist gefragt»). Penélope Cruz, Cameron Diaz, Julia Roberts und Courtney Love zogen nach.

«Emily ist so uncool, dass sie cool ist. Sie folgt nur einem einzigen Menschen: sich selbst», verteidigen die Macher von Cosmic

Debris das Image ihrer Kreation. Emily liebe Leute, die eigenständig denken, handeln und nirgendwo dazugehören wollten. Griff sich die hedonistische Hello-Kitty-Generation bei solchen Weisheiten bis vor kurzem noch an den Kopf, fallen Emilys Ansichten und ihr Lifestyle neustens auf fruchtbaren Boden: Vom Regenschirm über das exklusive Haarshampoo bis zur Elektrogitarre für 1500 Dollar können die Fans aus einer Flut von Emily-Artikeln auswählen, die heute auch in spezialisierten Boutiquen in über 35 Ländern verkauft werden.

Jacqueline Otten, Direktorin des Departments Design der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK), analysiert Emilys Vorstoss in die Welt der Normalen folgendermassen: «Die Anti-Ästhetik hat in Krisenzeiten Konjunktur. Sehr bleich, mager und ein wenig depressiv auszusehen, gilt als schick. Diese Stimmung drückt die gegenwärtige Stimmung in der Wirtschaft und in der Gesellschaft aus.» Die Übernahme von Emily durch die Massen schwäche aber natürlich die Kraft ihrer Symbolik, so Jacqueline Otten.

### Interviews mit Blumen

In den Anfängen hätte niemand gedacht, dass aus der Anti-Heldin jemals ein mehrheitsfähiges Phänomen werden könnte. Kurt Cobain lebte noch, und der Grunge war in vollem Gang, als der jugendliche Punk-Rocker Rob Regner den Prototypen von Emily zeichnete, Kleber und Flyers damit bedruckte und in der Bucht von San Francisco gratis verteilte. Man schrieb das Jahr 1993. Das sperrig aussehende Geschöpf traf den Nerv der Skatergemeinschaft, die die Tage am Strand verträdelte, ohne politischen Ehrgeiz die Ideen des Kapitalismus verdammte und sich vor allem über die gemeinsame Liebe zu psychedelischen Drogen definierte. Ganz so ziellos, wie es schien, agierte Grafikdesigner Regner allerdings nicht. Sobald der Bekanntheitsgrad seiner Kreatur, die in den Anfängen mehrheitlich Mädchen ansprach, garantiert war, zog er mit einer Kleiderlinie nach, die in seiner eigenen Subkultur sofort auf grossen Zuspruch stiess und jahrelang als Insiderlabel gehandelt wurde. Während andere Cartoons gross werden, nachdem sie sich dem Betrachter in narrativer Form entschlüsselt haben, war es bei Emily umgekehrt. Die Erzählungen folgten erst später. Rob Regner sagt gegenüber der *Weltwoche*: «Das Nichtvorhandensein einer Geschichte, der mehrheitliche Verzicht darauf, die verrückten Aktionen und Gedankengänge Emilys zu erklären, trugen zum Mysterium bei.»

In der Zwischenzeit sind vier Emily-Bücher erschienen, die einiges erklären, aber keineswegs für Klarheit sorgen. Ausschliesslich in Schwarz, Rot und Weiss gehalten, beinhalten sie einzelne Abbildungen, kurze Bildabfolgen und illustrierte Weisheiten, die in einer grafischen Designsprache gestaltet sind. Vor al-

lem der erste, aufwendig produzierte Band, «Chairman of the Bored» (Chefin der Gelangweilten, 2001), gilt bei den Fans heute als begehrte Trouvaille: Es ist ein abgründiges Poeseialbum aus einer surrealen Welt, in der die schönsten Aphorismen kursieren: «Emily hört alles. Aber sie nimmt nichts zur Kenntnis» – «Ein Brotlaib ist Gott.» Oder: «Bin ich böse, wenn ich nicht immer gut sein will?»

Die Ratlosigkeit, die Langeweile und den Überdruß erhob das clevere Kind auch in den folgenden Jahren zu wichtigen Themen. Ihren Hirngespinnsten stellte Emily bald seltsame Organigramme bei, die allesamt denselben Zweck verfolgen: das Irrwitzige kultivieren und die Regeln brechen. Manche Eltern halten das renitente Mädchen für gemeingefährlich oder emotional retardiert,



*Eigenwillige Kreaturen:* Emily-Fan Von Teese.

wie auf verschiedenen Internetplattformen nachzulesen ist. Rob Regner besteht darauf, dass Emily keineswegs labil, düster oder lustlos sei. Sie interviewe Blumen und gehe auf Entdeckungsreisen, möge Bowling und Skateboarden. «Allzu oft wird Emily als negativ oder abgelöscht missinterpretiert», sagt ihr 35-jähriger Erschaffer, der mittlerweile Dutzende von Designern und Künstlern beschäftigt, die am störrischen Image seiner Erfolgsfigur und an anderen Cartoons feilen. Emilys Botschaft laute, es sei nicht nur gut, anders zu sein, sondern besser. «So gesehen ist sie eine durch und durch positive Ikone», findet Rob Regner.

Dabei sorgt auch Emilys hochentwickelter Sinn für versteckte Botschaften bei manchen Erwachsenen für Stirnrunzeln. Bei Freimaurern, Kabbalisten und Satanisten klauen Regner und sein Kreativteam zusammen, was

gefällt, dann vermengen sie die dekorativsten Versatzstücke zu rätselhaften Inschriften, deren Entschlüsselung offensichtlich den Eingeweihten des Emily-Kults vorbehalten bleibt.

Dies sorgte in den vergangenen Jahren immer wieder für Spekulationen, das Mädchen sei in teuflische oder politische Machenschaften verwickelt, was dem Mythos nicht abträglich war, jedoch unerwünschte Konsequenzen zur Folge hatte. Den Runenmix müsse man durchaus mit Skepsis betrachten, findet auch Jacqueline Otten. Das Crossmarketing animierte dazu, dass sich möglichst viele Gruppierungen angesprochen fühlten und krude Ästhetik ihren Ideen entlang interpretierten.

Tatsächlich habe man Emily, so Rob Regner, einst im Bewusstsein kreiert, dass Mädchen auch ohne Tangas und falsche Wimpernbögen sexy und interessant sein können. Wunschgemäss wurde sie zuerst von der feministischen Bewegung Riot Grrrl absorbiert, die sich aus Mitgliedern der amerikanischen Hardcore-Punkszene zusammensetzte. Von der geheimnisvollen und emblematischen Kraft der Illustrationen fühlten sich später allerdings auch linksextreme Verbände, vor allem aber die rechtsextreme deutsche Kameradschaft Tor angesprochen. Obwohl Emily die wüsten Worte «Fight the System» und «F\* the Law» natürlich nie aussprechen würde, ortete man in der Dreizehnjährigen eine anarchistische Gesinnungsgenossin und verwendete ihr Konterfei zu illegalen Werbezwecken.

### Auf Spinnenjagd

Aber auch Emilys Zukunft ist nicht komplett sorgenfrei. Erneut müssen Übergriffe – diesmal aus dem Establishment – verdaut werden. Bereits integrierten die Arrivierten der internationalen Modeszene, Jean-Paul Gaultier, Marc Jacobs und Helmut Lang, Emilys Endzeitlook in ihren Kollektionen, und die grossen amerikanischen Hochglanzmagazine liessen sich vom Emily-Style zu seitenlangen Fotostrecken verleiten. Hielt sich das autarke Mädchen bisher selbstzufrieden in seinem einsamen Universum auf, muss es sich zudem mit dem baldigen Dasein als Megastar in gleisendem Scheinwerferlicht auseinandersetzen: Der amerikanische Filmproduzent Dark Horse Entertainment plant einen Animationsfilm, der in einem Jahr in die Kinos kommen und ein Millionenpublikum erreichen soll. Mit der Frage, ob sie ihre Glaubwürdigkeit als Aussenseiterin – und somit ihre Daseinsberechtigung – mit zunehmender Akzeptanz verlieren könnte, befasse sich Emily nicht, lässt Cosmic Debris verlauten. Das Kind weile zurzeit in den Ferien. Auf Spinnenjagd. In Abwesenheit der Kultfigur antwortet ihr Erschaffer Rob Regner: «Emily ist die Verbindung zum Seltsamen in jedem von uns. Was soll daran schlecht sein?» ○



---

# Ende einer Epoche

---

General Motors war die erfolgreichste und grösste Firma von Amerika. In den zwanziger Jahren – lange vor Microsoft und Apple – war sie der Star an den Börsen und ein Liebling der Massen. Nun ist GM bankrott. Eine Saga von Triumph und Elend. *Von Markus Somm*



*Keine Firma hat den American Way of Life mehr verkörpert als GM: Chevrolet Bel Air, 1955.*

Als Byron Carter bemerkte, dass die unglückliche Frau den Motor ihres Automobils nicht mehr zum Laufen bringen konnte, bot er sofort Hilfe an. Für ihn, den Präsidenten der Cartercar Company, war es Ehrensache, vielleicht auch Ausdruck seiner unbedingten Kundenorientiertheit, dass er nun die Hemdsärmel hochkremelte, sich vor den Wagen stellte und die Handkurbel ergriff. Lange hatte die Frau warten müssen. Ihr Cadillac war mitten auf einer Brücke stehen geblieben auf Belle Isle, einem eleganten Park in Detroit. Man schrieb das Jahr 1908.

Mit Schwung warf sich Carter ins Zeug und drehte die Kurbel, wie das nötig war in den Anfängen des Automobils, um den Benzinmotor in Betrieb zu setzen. Carter mühte sich ab – doch die Frau hatte versäumt, die Zündung zurückzustellen, so dass die Kurbel auf einmal mit Gewalt zurücksprang und Carters Kiefer

zertrümmerte. Er brach zusammen, wenige Wochen später starb er. Er hinterliess eine junge Witwe und zwei kleine Kinder.

Was Carter widerfahren war, gehörte zu den geläufigen Risiken des damaligen Automobilsports, eines Freizeitvergnügens der Reichen, der Exzentriker und der Männer. Frauen schreckte die Kurbel ab.

## Spielzeug der Verrückten

Carters Tod erschütterte den Chef von Cadillac, Henry M. Leland. Er war ein enger Freund von Carter gewesen, und kaum war dieser beerdigt worden, rief er deshalb seine Ingenieure zusammen: «Nie mehr darf ein Cadillac einen Menschen töten!», soll er verkündet haben, und er trug ihnen auf, Ersatz für die vermaledeite Kurbel zu finden. Wochenlang zerbrachen sich seine Leute den Kopf. Ohne Erfolg, bis man einen Aussenseiter anstellte, Charles

Kettering, der bald eine Lösung präsentierte, welche die Geschichte des Automobils, ja Amerikas verändern sollte. Kettering kam aus einer Firma, die automatische Registrierkassen her-

---

## Aufstieg und Fall des Giganten sind ein Lehrbeispiel für den Hochmut der Manager.

---

stellte, die von einem kleinen Elektromotor betrieben wurden. Das brachte ihn auf die Idee, die Kurbel durch einen ähnlichen Motor zu ersetzen. Der «Anlasser» war erfunden, der noch heute die Autos zum Laufen bringt. 1911 wurden die ersten Cadillac serienmässig damit ausgestattet, sofort folgte die ganze Industrie.

Ketterings Erfindung machte das Auto zugänglicher – vor allem für Frauen. Ein erster,

wichtiger Schritt war getan, um das luxuriöse Spielzeug von ein paar Verrückten in ein Massenprodukt zu verwandeln. Keine Firma machte sich um diese Entwicklung mehr verdient als General Motors, das bis vor kurzem grösste Unternehmen der Welt, das seit 1905 auch Cadillac besessen hatte.

Vergangene Woche meldete GM Bankrott an. Die amerikanische Regierung verstaatlicht den Paradebetrieb des amerikanischen Kapitalismus. Noch in den fünfziger Jahren war GM derart kommunistenfeindlich gewesen, dass ein verdienter Manager weissrussischer Herkunft als Belgier ausgegeben wurde. In der gleichen Zeit produzierte GM jedes zweite Auto, das in Amerika verkauft wurde. Ein Marktanteil von 54 Prozent. Weltweit setzte kein Autobauer mehr Autos ab. Fabriken standen in den USA, Deutschland, Brasilien oder Kanada, England oder Australien. Der Hauptsitz lag in Detroit, Michigan.

### Buick für Tüchtige

Es ist das Ende einer Epoche – und gehörte ich zu den Amerika-skeptischen Pessimisten, wäre der Niedergang von General Motors ein Beleg für das Ende des amerikanischen Jahrhunderts. Keine Firma hat den American Way of Life mehr verkörpert als GM. Seine Marken sind legendär: Cadillac, zärtlich Caddy genannt, Pontiac oder Buick, vor allem Chevrolet, das populärste Auto Amerikas seit den zwanziger Jahren. «I got a sixty-nine Chevy with a three-ninety-six», singt der amerikanische Musiker Bruce Springsteen und beschreibt die Träume eines jungen Amerikaners, der mit seinem Chevrolet, Baujahr 1969, aufbricht.

*«Tonight tonight the highway's bright  
Out of our way mister you best keep  
'Cause summer's here and the time is right  
For goin' racing in the street.»*

Woran scheiterte GM? Aufstieg und Fall des Giganten sind ein Lehrbeispiel für den Hochmut der Manager, die Bedeutung klarer Besitzverhältnisse und den vernichtenden Einfluss zu starker Gewerkschaften. Man kann aber auch sagen: GMs Glanz und Niedergang ist ein Triumph des Marktes.

1908 von Will Durant gegründet, einem Verrückten, einem charmannten Egomane, der von Technik nicht sehr viel verstand, aber alles zu verkaufen wusste, was man ihm in die Hände gab, war General Motors schon vor dem Ersten Weltkrieg zum wichtigsten Konkurrenten von Ford geworden, dem ersten und damals grössten Massenhersteller von Autos. Durant, der sein Geld als Hersteller von Pferdewagen gemacht hatte, war Anfang des Jahrhunderts Besitzer von Buick geworden, einer Firma kurz vor dem Bankrott. Wie wild kaufte er danach weitere Autofirmen zusammen, die meisten stellten sich als Niete heraus, doch einige waren Perlen: vor allem Cadillac und Chevrolet.



*Despot: Will Durant mit Ehefrau, 1929.*



*GM für jedes Budget: Neuwagen, 1921.*



*Aufstieg zur Macht: GM-Präsident Sloan, 1927.*

Im Lauf der zwanziger Jahre überrundete GM Ford, weil dessen Gründer, Henry Ford, der Erfinder des Fließbands, nun seinerseits verrückt geworden war. Unbeeindruckt von den Wünschen seiner Kunden, bot er nach wie vor nur einen Typ an, das berühmte Ford-T-Modell, einen offenen, immer schwarzen Wagen, der einst die Bauern begeistert hatte. «Meine Kunden können mein Auto in allen Farben haben», pflegte der alte Ford zu sagen, «solange es schwarz ist.» Längst waren die Kunden an-

**«I got a sixty-nine Chevy with a three-ninety-six», singt der Musiker Bruce Springsteen.**

spruchsvoller geworden – und GM wusste sie perfekt zu verwöhnen.

Weil GM aus verschiedenen Firmen entstanden war, bot der Konzern schon immer etliche Typen an – nun machte man daraus eine bewusste Strategie. Mit soziologischer Präzision bemühte sich GM um jede soziale Schicht: Dem soliden amerikanischen Arbeiter oder jungen Ehepaaren empfahl GM zunächst den preiswerten Chevrolet. Sobald sich die finanziellen Verhältnisse gebessert hatten – vielleicht stiessen nun Kinder dazu –, lag ein Pontiac drin. Dieser Wagen war etwas sportlicher und strahlte den Ehrgeiz seines Besitzers aus. Hausärzte, Prokuristen und Beamte mit sicherer Pension zogen das Oldsmobile vor. Später – auf dem Weg nach oben ging es flott voran – leistete sich der Tüchtige einen Buick, um schliesslich an der Spitze in die Cadillac-Klasse aufzusteigen.

### Darling der Wall Street

«A car for every purse and purpose» (ein Auto für jedes Portemonnaie und jeden Zweck), befand Alfred Sloan, ein legendärer Präsident von GM: Mehr als zwanzig Jahre lang, von 1923 bis 1956, prägte er das Unternehmen. Man sprach vom Sloanismus. Unter seiner Führung wuchs GM zur mächtigsten Firma der Welt, dank ihm entwickelte sie sich zum ersten modern organisierten Konzern. Sloan stand für den Aufstieg des Managers, der nach angeblich bloss rationalen Kriterien führte, auf Kosten des genialischen Eigentümers und Gründers, der wie ein Despot sein Lebenswerk geschaffen hatte und je nachdem auch zerstörte. Will Durant war 1920 von den Banken aus der eigenen Firma gedrängt worden, nachdem sein Geschäftsgebaren zusehends erratisch geworden war. Kurz vorher hatte die Familie DuPont, welcher der gleichnamige Chemie-Konzern gehörte, einen substanziellen Anteil von GM gekauft. Auf Jahre hinaus blieb sie faktisch die Besitzerin im Hintergrund.

General Motors umging in den zwanziger Jahren eine Aura, wie sie bis vor wenigen Jahren Microsoft und Apple eigen war: GM stand



für die beste Technik und das modernste Design. GM war die Zukunft. Ein Liebling an der Wall Street, beflügelte sie die Fantasie der Anleger, GM war die profitabelste Firma überhaupt. Eine Rendite von zwanzig Prozent des eingesetzten Kapitals war normal. Bis zum Crash von 1929 hatte sich der Wert der Aktie verfünffacht, jedes vierte Auto in Amerika stammte aus GM-Fabriken.

### Stadt der Millionäre

In Detroit, dem Sitz der amerikanischen Autoindustrie, fuhren die Auto-Millionäre in Cadillac oder Packard herum, um sich in ihren Klubs über die neuesten Stars der Wall Street auszutauschen. Investieren war ihr Tageswerk. Arbeiten mussten sie schon lange nicht mehr. Ausser in Miami und Hollywood – den beiden anderen Gewinnern der Goldenen Zwanziger – wurden in keiner Stadt so hohe Grundstückspreise bezahlt wie in Detroit. Heute zerfallen die Häuser in Motor City. Seit den fünfziger Jahren hat die Stadt mehr als eine halbe Million Einwohner verloren.

Das Militär hatte das Gelände abgesperrt, und als die rund dreissig GM-Leute sich vorsichtig näherten, piff man sie zurück. Berühren verboten! Nur schauen. Zwar hatte man für Harley Earl, den Chefdesigner von GM, und seine jungen Zauberer eine Ausnahme gemacht und sie eigens in den Hangar eingeladen. Dennoch durften die Zivilisten das neueste Flugzeug der amerikanischen Luftwaffe nur aus der sicheren Distanz von rund zwei Metern betrachten. Was sie sahen, reichte. Ehrfürchtiger hätten die Designer nicht geblickt, wäre ihnen die «Venus von Milo» in Person entgegengetreten. Die Lockheed P-38 Lightning, wie sie nun 1941 bereit zum Einsatz stand, war ein Meisterwerk des aerodynamischen Designs. Earl raubte sie den Schlaf, er würde sie nie mehr vergessen. Erst Jahre später, nach dem Krieg, war es ihm aber vergönnt,



*Monument des Zukunftsglaubens:* Früherer GM-Hauptsitz in Detroit.

bei GM auszuleben, was das Kampfflugzeug bei ihm ausgelöst hatte. Nach dem Vorbild des wirkungsvollsten Abfangjägers des Zweiten Weltkriegs statteten Earls Leute ab 1948 Cadillac, Buick und Chevy mit Heckflossen aus. Noch heute verkörpern diese überflüssigen, aber dynamisch wirkenden Strahler, die die amerikanischen Autos so endlos lang erscheinen liessen, die amerikanische Kultur schlecht-

hin. In den fünfziger Jahren beeindruckten die Heckflossen die Welt.

Harley Earl war mehr als zwanzig Jahre lang der Meisterdesigner von GM und ein enger Mitarbeiter von Sloan, sein Einfluss war gewaltig. Seine Untergebenen fürchteten den cholerischen Perfektionisten. Ein Riese von Mann, liebte er es, seine Leute bei der Arbeit von hinten anzuschleichen, ihnen über die



*Meisterwerk der Aerodynamik:* Lockheed P-38.



*Visionärer Prototyp:* Buick Le Sabre von 1951 von Meisterdesigner Earl.



Schulter zu blicken, um sie dann sozusagen aus dem Off, wie ein donnernder Gott, zusammenzustauchen, weil irgendeine Linie zu flach oder ein Heck zu hoch ausgefallen war. Nur Earl verstand, was er meinte, so detailversessen war sein Blick, doch wer seine Kritik nicht sogleich in einer neuen Zeichnung umsetzte, war nicht mehr lange bei GM.

---

### Als in den siebziger Jahren die Japaner den Markt überrollten, war GM hilflos.

---

Von Hollywood kommend, führte Earl bei GM die Praxis ein, jedes Jahr die gesamte Wagenflotte zu erneuern: Wie ein Kleidungsstück veralteten GMs Autos nun innert kurzer Zeit und gaben dem Kunden das Gefühl, er müsse permanent einen neu gestalteten Wagen kaufen. Oft waren die Veränderungen minim. Schnickschnack überwog, technische Neuerungen waren rarer. Mit Earl wurde GM zu einem Designstudio mit angeschlossener Motorenabteilung. Sein Triumph besiegelte am Ende das Schicksal von GM: Die Gestaltung wurde so wichtig, dass GM die Qualität seiner Maschinen zusehends vernachlässigte. «Ausser fix, innen nix.» Was deutsche Ingenieure bald spöttisch über amerikanische Autos sagten, entsprach seit den sechziger Jahren der Realität.

#### Bankrott der Arroganz

Weil GM so gross war und ihr Marktanteil so hoch blieb, verkannten die Manager die Zeichen der Zeit. Man konnte es sich leisten, von der gloriosen Vergangenheit zu leben. Weil man in den vierziger und fünfziger Jahren so unermesslich viel Geld verdient hatte, war man den Gewerkschaften weit entgegengekommen. Und als in den siebziger Jahren die Japaner den amerikanischen Markt mit ihren handlichen Autos überrollten, war GM hilflos. 1957 zwang die Regierung die Familie DuPont, ihre GM-Aktien zu verkaufen, man wollte den einflussreichen Grossaktionär, den man für einen Monopolisten hielt, unschädlich machen. Sloan war der Statthalter der DuPonts gewesen.

Seither regierten in Detroit nicht die vielen Aktionäre, ob grosse oder kleine, sondern die Manager. Weil die Firmenkultur inzwischen derart arrogant geworden war, hielten sie sich für unverwundbar. Niemandem schienen sie Rechenschaft schuldig zu sein. Bis sie am 1. Juni 2009 unter einer Schuldenlast von gegen 200 Millionen Dollar zusammenbrachen. GM, einst die beste und grösste Firma des Landes, war bankrott.

#### Literatur über General Motors:

James J. Flink: *The Automobile Age*, 1988 (MIT-Press);  
John B. Rae: *American Automobile Manufacturers*, 1959 (Chilton Company)



*Gloriose Vergangenheit:* Chevrolet Bel Air Sport Coupé, 1957.



«Nie mehr darf ein Cadillac einen Menschen töten»: Modell Seville Elegante, 1980.



*Ende eines Mythos:* Chrysler-Arbeiter nach dem GM-Bankrott.



# Sie nennen ihn den «Verrückten»

Donald Hess hat die Marke Valser aufgebaut und dann an Coca-Cola verkauft. Heute macht der Unternehmer-Pionier biodynamische Weine auf vier Kontinenten. Er sammelt Kunst von Weltstars und betreibt eigene Museen. Messen wie die Art Basel «deprimieren» ihn. *Von Merten Worthmann*



«Eine besondere Geschichte, um aufzufallen»: Wein- und Kunstliebhaber Hess.

Die nordargentinische Provinzhauptstadt Salta liegt zwei Flugstunden von Buenos Aires entfernt. Von dort aus braucht man noch einmal fünf Stunden im Allradwagen. Über Schotter- und Sandpisten, durch Furten, vorbei an riesigen Kandelaberkakteen und mit weiten Blicken in die bergige Wüste geht der Weg hinauf ins abgelegene Colomé. Schneebedeckte Andengipfel rücken näher, doch am Ziel, auf 2300 Meter Höhe, ist man plötzlich von Weinstöcken umgeben. Über die herrscht «El Loco», der Verrückte, wie ihn viele Leute aus der Umgegend nennen.

El Loco hat vor ein paar Jahren dreissig Trucks mit riesigen Edelstahl tanks hier hochmanövrieren lassen, um irgendwann einen der besten argentinischen Rotweine zustande zu bringen. Ende April hat er gleich hinter der Kellerei ein kleines Hightech-Museum für den US-Lichtkünstler James Turrell eröffnet. Und regelmässig lässt er den Kot junger Kälber in

Kuhhörner füllen und am Rand der Rebberge für ein halbes Jahr vergraben. Anthroposophischen Lehrsätzen zufolge verbessert das die Qualität der Ernte.

El Loco ist Schweizer. Mit bürgerlichem Namen heisst er Donald Hess, und lange bevor man im Andenvorland den Kopf über ihn schüttelte, hat man das schon in seiner Heimat getan. Dabei war Hess, 1936 geboren, immer nur so verrückt, wie es sein Verstand erlaubte. Anderenfalls wäre er kaum zu einem der erfolgreichsten Schweizer Unternehmer geworden. Mit der richtigen Mischung aus Kalkül und Spleen wechselte er zunächst aus der Bierbranche ins Mineralwassergeschäft und setzte sich schliesslich vom Wasser ab in Richtung Wein. Die berühmte Marke Valser, von ihm selbst eingeführt und aufgebaut, verkaufte er 2002 an den Coca-Cola-Konzern. Dafür betreibt er nun Weinberge auf vier Kontinenten – in Nord- und Südamerika, in Australien und

Afrika. Nahe Colomé liegt sein jüngster Rebhang, Altura Maxima: Dort wachsen Trauben auf Lagen zwischen 2800 und 3100 Metern. Das ist Höhenweltrekord.

## Das älteste Weingut Argentinien

Mit Colomé pflegt Hess das älteste noch bestehende Weingut Argentinien. Die originalen Rebstöcke kamen im Jahr 1854 aus Frankreich ins Hochland; die Tochter des letzten spanischen Gouverneurs hatte sie im Gepäck. «Unser Wein wird allein durch seine Geschichte bekannt», sagt Hess beim morgendlichen Rundgang durchs Gelände, einen Gaucho-Hut auf dem Kopf. Darunter blitzen wache braune Augen hervor, und wenn er lächelt, ähnelt Hess manchmal Jack Nicholson, nur dass ihm jeder zynische Zug um die Lippen fehlt. «Heute gibt es so viel guten Wein aus der Neuen Welt», sagt er, «da braucht man schon eine besondere Geschichte, um aufzufallen.» Er ist Stratege, ist es immer gewesen. Was ihn anstachelt: «Aus dem Nichts innerhalb von 50 Jahren eine grosse Marke aufbauen.»

Eigentlich ist ihm das mit dem Valser-Wasser schon gelungen, in weit weniger als 50 Jahren. Und dann war er sogar Stratege genug, alles wieder abzugeben. «Bei Valser war ich zum Schluss kein Unternehmer mehr, sondern habe nur noch ausgeführt, was der Markt diktierte.» Als er dem Verwaltungsrat 2001 vorschlug zu verkaufen, hielten ihn seine Manager – für verrückt. Er liess jeden von ihnen die Gewinnaussichten des Betriebs in fünf und zehn Jahren kalkulieren. Das änderte das Stimmungsbild. Mit dem Erlös des Valser-Deals gelang es 2003, die renommierte Kellerei Peter Lehmann Wines in Australien zu übernehmen; die kleine Hess Group stach den damaligen Marktriesen Allied Domecq aus.

---

Dabei war Hess, 1936 geboren, immer nur so verrückt, wie es sein Verstand erlaubte.

---

Auf dem Wappen der Familie thront ein Löwe. Irgendwann inspirierte das Tier Hess zu dem Schlachtruf: Jeden Tag mit dem Mut des Löwen leben! Mittlerweile ist ihm das markige Motto fast etwas unangenehm. Dabei passt es gut zu Hess' unerschütterlichem Pioniergeist. Mit dem hat er sich vor sieben Jahren auch in die Ruinen von Colomé begeben, angezogen von einer neuen grossen Herausforderung,

obwohl er eigentlich schon in den Ruhestand wollte und die Unternehmensleitung abgegeben hatte. Das ehemalige Gutsgebäude ist mittlerweile ein kleines, edles Neun-Zimmer-Hotel, «denn irgendwo mussten Freunde und Klienten auf Besuch ja unterkommen». Aus 9 Hektaren vernachlässigter Reben sind mehr als 70 Hektaren biodynamisch umhegten Weinbergs geworden. Etwa ein Fünftel der knapp 500 verstreuten Bewohner der Gemeinde Colomé arbeitet für Hess.

Der Schweizer hat – gemeinsam mit seiner Frau Ursula – in die Schule des Ortes investiert, eine Kirche und ein Gemeindehaus errichten lassen, und er versorgt die lokale Krankenstation mit Medikamenten. Im Gegenzug muss sich der zuständige Krankenpfleger darum kümmern, dass die ansässigen Frauen und Mädchen endlich einmal wirklich Bescheid wissen über Empfängnis und Verhütung, denn acht bis zehn Kinder pro Mutter sind in diesem Flecken Land keine Seltenheit.

«Man muss da mit der Einmischung ganz vorsichtig sein», sagt Hess, der nicht wie ein eingeflogener Pate oder Patriarch wirken möchte und doch mitunter in die Rolle reinrutscht. «Wir wollen hier eine weiterführende Schule einrichten, mit Englisch- und Informatikunterricht. Die Schüler können später durchaus fürs untere Management taugen.» Hess denkt wie ein Stratege, er fühlt wie ein Pionier und glaubt an nichts so sehr wie an die Lernfähigkeit des Menschen.

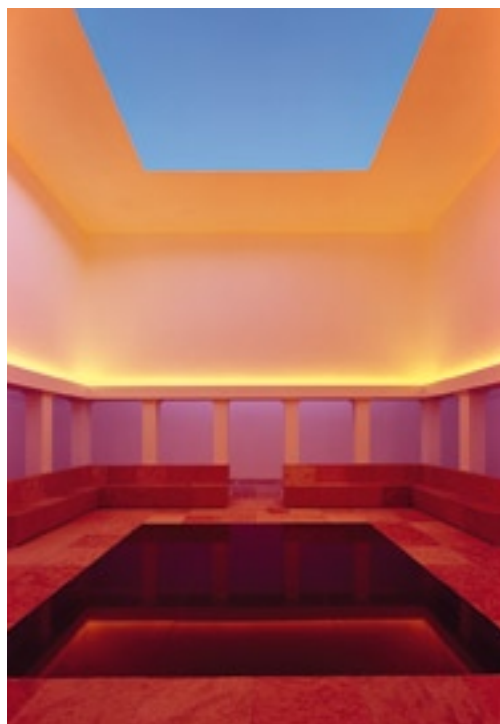
Dafür ist er selbst das beste Beispiel. Schon mit zwanzig Jahren, nach dem überraschenden Tod seines Vaters 1957, musste er dessen Brauerei in Bern übernehmen. «Ich hatte grosses Glück. Der Betrieb war damals in schlechtem Zustand, auch das Bier war nicht gut. Was immer ich in Angriff nahm, bedeutete eine Verbesserung.» Innerhalb von elf Jahren konnte er den Absatz verdreifachen, begann nebenher mit dem Valser-Wasser und nahm ausserdem eine weitere Laufbahn auf: die des Kunstsammlers. Dazu hatte ihn eine Freundin aus Kindertagen animiert, bei einem dreitägigen Crashkurs über Kunst in ihrer Zürcher Galerie. Hess war ebenso lernbegierig wie lernbedürftig. Am dritten Tag kaufte er der Galeristin dankbar einen «Vollard» ab – seine erste Erwerbung. Ein Freund klärte ihn wenig später auf: Vollard sei der Porträtierte; der Künstler heisse Picasso. Heute erzählt Hess die Anekdote nicht nur, um seine frühere Ahnungslosigkeit zu illustrieren, sondern auch, um zu zeigen, wohin lebenslanges Lernen führen kann.

Rund tausend Werke umfasst die Sammlung Hess mittlerweile. Darunter sind so berühmte Künstler wie Francis Bacon, Georg Baselitz, Robert Rauschenberg oder Franz Gertsch. Er sammelt «in die Tiefe»: nie mehr als zwanzig Künstler zur gleichen Zeit, immer gebunden an persönliche Begegnungen, mit grosser Treue gegenüber den Auserwählten. Auk-

tionen und Kunstmessen hasst der Sammler. Die Art Basel sei «ein Fleischmarkt, wo das Blut tropft». Einen Besuch hat er kurzfristig abgesagt. Messeauftritte «deprimieren» ihn. Am liebsten kauft er Werke direkt im Atelier.

## Die Art Basel sei «ein Fleischmarkt, wo das Blut tropft». Einen Besuch hat er kurzfristig abgesagt.

Mittlerweile gibt es drei Museen der Hess Art Collection. Das erste und grösste befindet sich auf Hess' Weingut im kalifornischen Napa Valley, das zweite auf seinem Weingut nahe Kapstadt. Jetzt ist das James-Turrell-Museum in Colomé dazugekommen, ein faszinierender



Lichtkunst: «Unseen Blue» von James Turrell.

Ort für die Versenkung. Es besteht aus kaum einem Dutzend Installationen. Für die braucht man Geduld, denn Turrells farbige Lichträume entfalten ihren Sog und ihre Komplexität erst mit der Zeit. «Turrells Werke provozieren oft Wohlgefühl und Unbehagen zugleich», sagt Hess, «das sorgt für ungeheure Spannung.» Fernab vom städtischen Trubel reicht diese Spannung tiefer. «Bei manchen Arbeiten gerät selbst der grösste Steinblock von Mensch plötzlich ins Meditieren, nach einer halben Stunde hat man gar keine andere Wahl.»

Für Hess ist die Kunst «das Gegenteil des Geschäfts» und zugleich dessen Ideal: «Der Künstler ist noch ein wahrer Unternehmer. Der macht, was er will, und arbeitet nicht auf Bestellung, selbst wenn er dabei im Zweifelsfall verhungert.» Hess' folgenreichste Begegnung mit einer solchen Künstlerseele fand schon in den sechziger Jahren statt. Der Unternehmer hatte gerade begonnen, Bilder des

Schweizers Rolf Iseli zu sammeln, als dieser Hess einen Riegel vorschob. Hess sei Industrieller, betreibe Raubbau am Planeten; er werde ihm keine weiteren Bilder verkaufen. «Und wie wollen Sie die Miete bezahlen?», fragte Hess. «Das lassen Sie mal meine Sorge sein», antwortete Iseli. Hess brütete über der Ablehnung, dann zeigte er sich abermals lernwillig und bat Iseli, ihm sein Umweltbewusstsein einmal genau auseinanderzusetzen. Kurz darauf stiess Hess ein paar umstrittene Firmenbeteiligungen ab und begann im eigenen Betrieb auf Nachhaltigkeit zu achten. Heute glaubt er, dass hochwertige Weine bald nur noch biologisch angebaut werden können.

## Exakt, pünktlich, ein Schweizer

Auch als Winzer ist Hess ein spätberufener Autodidakt. Ende der siebziger Jahre wollte er ins amerikanische Mineralwassergeschäft einsteigen. Aber in Kalifornien entschied er sich spontan, statt einer Quelle einen Weinberg zu kaufen. Damit beglich er eine alte Schuld: Ein Jahr nach seines Vaters Tod hatte er den einzigen Weinberg im Familienbesitz zu Geld gemacht. Ein klarer Verstoß gegen Vaters goldene Regel, nie Grund und Boden zu verkaufen. Nun konnte er den Fehler ausbügeln.

Für sieben Wochen begab er sich auf eine Tour durch Kaliforniens Premium-Anbaugebiete, zunächst ohne Kenntnisse, sprach mit Arbeitern im Weinberg, später mit Vorarbeitern, dann mit Weinbergverwaltern. Schliesslich kaufte er Land am Mount Veeder und legte damit den Grundstein für das heutige Neuwelt-Wein-Netzwerk der Hess Group.

Colomé ist bis heute nur ein kleiner Baustein in diesem Netzwerk. Vom besten Colomé-Wein, dem Reserva, gelangen derzeit nur 4800 Flaschen jährlich in den Handel, für rund 85 Franken, und die Altura Maxima kann frühestens in drei Jahren zu einem einträglichen Geschäft werden. In der Zwischenzeit kann Hess im hohen Norden Argentiniens all das geniessen, womit er auch Turrell für sein halb unzugängliches Museum begeistert hat: «Das Licht, die Stille, die Ruhe, die Weite.» Ein Drittel des Jahres bringen Hess und seine Frau in Lateinamerika zu. Für den Familiensitz in Bern bleiben meist die drei Sommermonate übrig. «Ich bin und bleibe Schweizer», sagt Hess, «ein Dickschädel, exakt, pünktlich. Aber das Land ist mir ein bisschen eng geworden. Alles ist überbaut, auf jedem Berg hat's eine Bergbahn oder zwei ...»

In Colomé braucht Hess solche Probleme nicht zu fürchten. Allein das eigene, oft gebirgige Gutsgelände ist mit 39 000 Hektaren fast so gross wie das Appenzellerland.

Art Basel, bis 14. Juni. [www.artbasel.com](http://www.artbasel.com)



# Theaterschwindel

Der scheidende Intendant des Schauspielhauses, Matthias Hartmann, rechnet mit der Zürcher Kulturpolitik ab. In der Sache hat er recht: Der Pfauen muss neu organisiert werden. *Von Daniele Muscionico*



Europas aufregendster Theaterraum: Dostojewskis «Idiot» im Zürcher Schiffbau.

«In Zürich wird wahnsinnig viel gelogen!» Das sagt einer, der nicht für seine Diplomatie bekannt ist, wohl aber für klare Worte und für seine fachmännische Karriereplanung: Matthias Hartmann, der Direktor des grössten Sprechtheaters in der Schweiz. Hartmann verlässt Zürich, «einen Intrigantensumpf» (so schimpfte er im *Tagesanzeiger*), weil er die Ehre hat, die prestigeträchtigste Aufgabe dieser Art zu übernehmen, eine Stelle, für die man leicht hin einen Königsmord begeht, die Direktion des Burgtheaters Wien.

Bei seinem Abgang hat Hartmann zwar keinen König gemeuchelt, wohl aber eine Spezies mit ähnlicher Attitüde an den Pranger gestellt, den Zürcher Stadtpräsidenten Elmar Ledergerber. Hartmann bezichtigt Ledergerber, notabene seinen früheren Busenfreund, als Vizepräsident des Verwaltungsrats der Schauspielhaus AG nicht Wort gehalten zu haben. Konkret: Die Stadt Zürich und der Verwaltungsrat des Theaters hatten Hartmann bei seiner Wahl zugesichert, die Eigentumsverhältnisse des Schiffbaus innert nützlicher Frist zu regeln. Jener von Ledergerber 2000 vollmundig eröffneten Spielstätte, die sich – ein kulturpolitischer Fehlentscheid von Ledergerbers Vorgänger Josef Estermann – im Besitz der Schauspielhaus AG befindet und den Theaterbetrieb mit jährlich 4 Millionen Fran-

ken sinnlos belastet. Längerfristig wird sie das Theater an den Rand des Konkurses treiben; die AG hat zur Finanzierung des Schiffbaus bereits stille Reserven aufgelöst. Nun sind vier Jahre durchs Land, Hartmann verlässt dasselbige – und wenig hat sich bewegt.

Dafür köpft Hartmann öffentlich den Capo. Doch er ist kein Rächer in eigener Sache, sondern der sozial geschmeidigste und womöglich künstlerisch beweglichste Theatermacher im deutschen Sprachraum. Wenn also einer wie er aus Zürich abreist und absichtsvoll verbrannte Erde hinterlässt, muss mehr als verletzete Eitelkeit dahinterstecken.

## Zürichs Kulturpolitiker sind im Kopf Weltbürger und im Herzen Kleinkrämer.

Die Versäumnisse sind bekannt: Das Theater, erstens, muss von seiner unfreiwilligen Rolle als Liegenschaftsbesitzerin entlastet werden. Die Doppelspitze der Direktion zweitens ist dringend revisionsbedürftig. In keinem Theater mit Weltgeltung, als Beispiel das Opernhaus Zürich, existiert die Form, dass der kaufmännische Direktor dem künstlerischen Direktor gleichgestellt ist. In Zürich agierte in der Ära Hartmann der kaufmännische Direktor sogar

ganz offensichtlich als verlängerter Arm des Verwaltungsrates. Die Konstellation Zürcher Art macht das Schauspielhaus nicht nur schwer manövrierfähig und erlaubt es, selbsternannte, doch naturgemäss in der Sache inkompetente Experten zu Buchhaltern der künstlerischen Geschicke zu machen; die Doppelintendanz ist im Grunde ein Misstrauensantrag an die Kunst und ein falsch verstandener direktdemokratischer Reflex.

Nun leistet sich Zürich aber, man hat ja Ambition, immer wieder die schillerndsten Theaterdirektoren, die A-Ligisten der Szene quasi, erst Christoph Marthaler, dann Matthias Hartmann. Man überschlägt sich mit Argumenten, um sie von den Vorteilen dieser schönen Stadt am See zu überzeugen – der Schiffbau!, eine städtische Villa mit Seeanstoss! –, und knickt später kleinlaut ein, wenn es darum geht, Verantwortung für die Folgen zu übernehmen. Die Tatsache beispielsweise, dass Luxus kostet. Zürichs Kulturpolitiker sind im Kopf Weltbürger und im Herzen Kleinkrämer.

Kulturpolitik war bereits in der Vergangenheit mit Imagepflege verwechselt worden: Christoph Marthaler hatte man nach Zürich gelockt, indem man ihm den Schiffbau in Aussicht stellte, Europas aufregendsten Theaterraum. Matthias Hartmann war nach Zürich gekommen, weil ihn der Schiffbau reizte, Europas aufregendster Theaterraum. (Plus sprach dafür, hier ohne Not wieder ab- und dem eigentlichen Ziel, Wien, entgegenreisen zu können.) Und: Auch Hartmanns Nachfolgerin, Barbara Frey, hat man zugesichert, dass der Schiffbau als Spielstätte ungehindert zu Verfügung stehe. Marthaler, Hartmann, Frey – diese Stadt will nur das Feinste vom Feinen.

## Geist sucht Geld

Zürichs Image als erste Adresse für Theater steht und fällt mit dem Schiffbau. Doch anstatt dass die Stadt nun mit dem Schauspielhaus eine Lösung zur Finanzierung erarbeitet – um Geld und Geist zu vermählen –, kommt man zu einem geistlosen Schluss: Man sucht nach Kapitalgebern, will den Schiffbau einer Trägerschaft verkaufen und das Theater als Mieterin behandeln.

Kulturpolitik ist das nicht, sondern reine Arithmetik. Und es wird ein diffiziler Spagat sein, den Theaterbetrieb und die kommerzielle Vermietung der Schiffbauhalle nicht zu Ungunsten der Kunst enden zu lassen. Doch wenn sich Zürich weiterhin mit Künstlern von Weltruhm schmücken will, ist die Nutzung des Schiffbaus ohne Einschränkung ein Muss. Indes, wer verlangt, dass wir auch im Theater Weltklasse sein müssen? Vielleicht genügt es ja, wenn wir das in der Oper sind. Dank der uneingeschränkten Herrschaft von Alexander Pereira.

Zürcher Festspiele vom 19. Juni bis 12. Juli 2009

# Miss Unbeschwert

**Farrah Fawcett war das Poster-Girl der siebziger Jahre: unbändig blond, unanständig sexy und immer gut gelaunt. Jetzt kämpft sie öffentlich für ein privates Ende. Von Beatrice Schlag**

Die Frau, deren Bild bei den Stichworten blond und roter Badeanzug jeder vor Augen hat, hiess nicht immer Pamela Anderson. Zwanzig Jahre vor Pam gab es die vergnügte Blondine schon einmal, die jeden Mann nur auf einen Gedanken brachte und von Frauen trotzdem geliebt wurde, weil sie eher wie eine Verbündete als wie eine Nebenbuhlerin lächelte. Das Poster von Farrah Fawcett-Majors, wie sie damals noch hiess, wurde zwölf Millionen Mal verkauft. Das Rot des Badeanzugs war etwas weniger schreiend als bei Anderson, Silikon hatte das Augenmass für Oberweiten noch nicht neu definiert, sich unter dem Stoff abzeichnende Brustwarzen waren Ausrufezeichen sexueller Kühnheit, und Farrahs opulent ondulierte und gesträhte Mähne war die meistkopierte Frisur der Siebziger. Das Plakat ist bis heute das erfolgreichste Badeanzug-Poster der Welt geblieben.

Als es erschien, war die Texanerin vor allem aus der Shampoo- und Zahnpasta-Werbung bekannt. Die Tochter eines katholischen Ölkaufmanns studierte in Austin Kunst. Ein früherer Fan beschrieb sie als die Studentin, deren Stundenplan man auswendig lernte, um ihr auf dem Weg zur Vorlesung zu begegnen. Als sie zu einer der zehn schönsten Studentinnen von Austin gewählt wurde und ein Hollywood-Agent sich meldete, der ihr Foto gesehen hatte, wurde sie hellhörig. Vermutlich waren Bilder von ihr besser verkäuflich, wenn sie sie nicht selber malte. 1969 zog sie nach Los Angeles.

## Engel ohne BH

Das Wort Supermodel gab es noch nicht, aber sie war genau das. Ihre kleinen TV-Auftritte begeisterten die Leute: «Da, die Traumfrau aus der Werbung.» 1976 schlug ihr Agent vor, ein Poster zu produzieren. Farrah Fawcett, inzwischen mit dem TV-Serien-Darsteller Lee Majors verheiratet, sagte eher uninteressiert zu. Im gleichen Jahr, 1976, bot man ihr die Rolle der Jill Munroe in «Charlie's Angels» an. Die Pilotsendung über drei fabelhafte Detektivinnen, die ihren Chef nie zu sehen bekommen, löste aus heutiger Sicht rätselhafte Begeisterung aus, die hastig produzierte Serie wurde ein Welterfolg und ein Fressen für Zeitgeist-Analytiker.

«Als wir auf der Serien-Hitliste die Nummer drei waren, dachte ich, es sei wegen unseres Talents», sagte Farrah Fawcett-Majors trocken, «als wir Nummer eins wurden, wusste ich,

dass es nur daran lag, dass keine von uns einen BH trug.»

Nach einer einzigen Staffel stieg sie, die mit Abstand Spektakulärste und Berühmteste des Trios, völlig unerwartet aus. Sie absolvierte noch einige Gastauftritte in den nachfolgenden Staffeln, zu denen sie vertraglich gezwungen war. Aber sie wollte diese Art Ikonen-Ruhm nicht mehr. Von den Einnahmen der Posterverkäufe, sehr viel lukrativer als ihre Gage für «Charlie's Angels», konnte sie blendend leben. Sie wollte endlich als Schauspielerin für voll genommen werden.

## Sterben fürs Titelbild

Das Ansinnen ist verständlich, seine Umsetzungsversuche sind hoffnungslos. Niemand wollte den Männer- und Frauentraum Farrah als Tragödin sehen, genauso wenig wie man Angelina Jolie oder Cameron Diaz in dramatischen Rollen sehen will. Es ist völlig egal, wie begabt sie sind. In den Köpfen der Zuschauer sind sie festgeschraubt als Frauen, die man begehren oder bewundern will, für ihre Schönheit, ihre Erotik, ihre Fähigkeit, vergnügt zu machen. Farrah Fawcett war eine Über-Figur kalifornischer Leichtlebigkeit, blendende Zähne, blonder als blond, einen Traumkörper scheinbar achtlos vor sich her schiebend. Es interessierte sie nicht.

Sie liess sich scheiden, wurde die Lebensgefährtin des Schauspielers Ryan O'Neal, dessen von allen Insidern vorhergesagte Weltkarriere nach Grosseerfolgen wie «Love Story» an seinem unberechenbaren Jähzorn scheiterte. Sie spielte, durchaus beeindruckend, ein Vergewaltigungsopfer am Broadway, im Fernsehen und später auch im Film. Die Kritiker zogen respektvoll den Hut, die eher wenigen Zuschauer nickten anerkennend und nicht sehr engagiert. Farrah Fawcett blieb berühmt als Ikone und Teil eines schwierigen Paares. Ihre künstlerischen Ambitionen interessierten niemanden wirklich.

1995 posierte sie nackt für das Männermagazin *Playboy*. Es war die bestverkaufte Ausgabe der neunziger Jahre. Man ist seinen Jugendträumen treu. Und Farrah Fawcett war mit einer athletischen Figur gesegnet, sie war eine sehr erfreuliche nackte 48-Jährige. Aber sie war fast fünfzig, weitere *Playboy*-Ausgaben waren nicht geplant. Als sie sich 1997 von Ryan O'Neal trennte, trieb sie als erratische, nicht mehr einzuordnende Künstlerin noch gelegentlich durch den Boulevard, eine Frau ohne Zukunft.

Am vergangenen 15. Mai sassen neun Millionen Amerikaner vor dem Fernseher, um sich den Dokumentarfilm «Farrah's Story» anzusehen. Es war ein schlechter, ein voyeuristischer Film über ihren Krebs im Endstadium, aber was hängen blieb, war das Bild einer Frau, die sich wehrte, vereinnahmt zu werden. «Sie verdient eine würdigere Anerkennung», schrieb die *New York Times*. Und Larry Hackett, der Chefredaktor des *People*, des erfolgreichsten US-Klatschmagazins, sagte: «Sie muss jetzt sterben. Sonst kriegt sie kein Titelbild mehr.» ○



Als Tragödin wollte sie niemand sehen: Traumfrau-Ikone Fawcett.



# «Entwicklungshilfe ist tödlich»

Die Erfolgsautorin Dambisa Moyo erzählt, wie sie es von Afrika aus in die Welt der Hochfinanz geschafft hat, wie ihr Buch «Dead Aid» sie veränderte und weshalb Afrika aufgrund der Entwicklungshilfe heute ärmer ist als noch vor fünfzig Jahren. *Von Carmen Gasser und Bohdan Cap (Foto)*

**Frau Moyo, klären Sie mich auf: Wie viel Bücher muss man verkaufen, um auf der Bestsellerliste der *New York Times* zu landen?**

Ich habe keine Ahnung. Jemand sagte mir, es müsste eine ganze Menge sein. Ich weiss nur, dass in London innert der letzten drei Wochen 20 000 Bücher verkauft wurden.

**Hat Sie der Erfolg des Buches überrascht?**

Als wir «Dead Aid» veröffentlichten, waren wir nicht sicher, ob sich irgendjemand für ein Buch über Afrika interessieren würde – mitten in einer Kreditkrise. Aber die Leute wollen offensichtlich wissen, wie es mit Afrika weitergehen soll.

**Wann fingen Sie an, sich mit dem Thema Entwicklungshilfe auseinanderzusetzen?**

Ich bin eigentlich schon mein ganzes Leben lang darüber frustriert, was in Afrika passiert. Während meiner Tätigkeit bei der Weltbank und später bei Goldman Sachs beschäftigte ich mich intensiv mit Afrika, verfasste unzählige ökonomische Studien zu diesem Thema. 2006 dann bekam ich von einem Verlag den Auftrag, ein Buch über Entwicklungshilfe zu schreiben. Da überlegte ich nicht lang, auch wenn es anstrengend war, da ich Vollzeit arbeitete.

**Sie haben Ihren Job geschmissen und treten derzeit weltweit in Vorträgen und Seminaren gegen die Entwicklungshilfe auf.**

**Hat Sie Ihr Kreuzzug verändert?**

Ich habe viele Freunde aus der NGO-Gemeinschaft verloren. Das war eine bittere Enttäuschung für mich. Wenn es eine Lektion gibt, dann jene, dass es viele Leute gibt, die versuchen, den Status quo in Afrika beizubehalten, da sie sonst ihre Daseinsberechtigung verlieren.

**Sie kritisieren in Ihrem Buch, dass Entwicklungshilfe ein Teil der Unterhaltungsindustrie geworden ist. Was ist falsch, wenn sich Rockstars wie Bono oder Bob Geldof für Afrika einsetzen?**

Wie würden sich beispielsweise die Amerikaner fühlen, wenn sie angesichts der Kreditkrise nichts von Obama hören würden, aber die ganze Zeit von Michael Jackson? Wir wollen Antworten von afrikanischen Leadern hören, nicht von Prominenten. Eine Milliarde Afrikaner will nicht fürs Entertainment verwendet werden. Wir wollen zur globalen Wirtschaft gehören.

**Können Sie denn persönlich aufgrund Ihrer Vergangenheit mitreden, wenn es um Armut geht?**

Ich hatte sehr viel Glück und bin sehr komfortabel in einer urbanen Gegend aufgewachsen. Erst wenn man älter wird, realisiert man, welche Herausforderung es ist, in Afrika zu leben. In der Schweiz können Sie auswählen, in welche Schule Sie gehen, welche Arbeit Sie machen wollen, in Afrika nicht.

**In welchem Alter realisierten Sie, dass Sie in einem der ärmsten Länder der Welt leben?**

Wenn man in Sambia aufwächst, realisiert man nicht, dass es ausserhalb des eigenen Landes so viel Reichtum gibt. Wir haben zwar Serien wie «Dallas» und «Denver-Clan» im Fernsehen gesehen, aber nie geglaubt, dass es so etwas wirklich gibt. Man merkt allerdings sehr früh, dass gewisse Dinge knapp sind. Häufig gab es kein Wasser oder keinen Strom. Doch jeder war davon betroffen.

**Ihre Eltern schafften den Aufstieg aus bitterster Armut.**

Obwohl meine Grosseltern als Minenarbeiter keine Ausbildung hatten und in sehr ländlichen Gegenden wohnten, drängten sie ihre Kinder dazu, eine Ausbildung zu machen. Das war sehr aussergewöhnlich. Denn zu jener Zeit war Sambia noch eine Kolonie, und die Engländer hielten die Schwarzen davon ab, eine Ausbildung zu machen. Mein Vater studierte Medizin an der Universität von Kalifornien, meine Mutter konzentrierte sich auf das Bankengeschäft. Beide kamen nach dem Studium zurück nach Sambia. Meine Mutter war die erste Frau in einer Bank und wurde Verwaltungsrätin der führenden Bank von Sambia.

**Von welchem Job träumten Sie als Kind?**

Ich wollte Hostess werden, denn ich liebte die Uniformen und sah die Hostessen in all diese grossartigen Länder fliegen.

**Dennoch schafften Sie es nach Harvard und Oxford. Wie beschwerlich war der Weg?**

Meine Eltern haben mir immer eingebläut, dass ich alles schaffen kann, wenn ich es will. Sie haben nie gesagt, dass ich etwas nicht könne, nur weil ich eine Frau sei oder schwarz oder aus Afrika. Heute wache ich in der Früh auf und sage mir jeden Tag, dass ich die glücklichste Person auf der Welt bin.

**Hatten Sie es denn als Schwarze härter?**

Es ist hart, es gab ständig neue Herausforderungen. Für ein Stipendium in Harvard oder an der Oxford-Universität bewirbt sich die halbe Welt. Und ich habe keine Geburtsurkunde. Meine beste Freundin hat eine. Ihr

Vater stammt aus Sambia, ihre Mutter aus Deutschland. Ich habe zwei schwarze Elternteile und deshalb keine Urkunde.

**Sie wissen aber schon, wie alt Sie sind?**

Ich habe die durchschnittliche Lebenserwartung Sambias bereits überschritten. Die liegt bei 37 Jahren. Mehr verrate ich Ihnen nicht.

**Wie waren die Reaktionen auf Ihr Buch?**

Ich habe viel Unterstützung von afrikanischen Präsidenten bekommen, die alleamt sagten, dass das, was ich behauptete, richtig ist. Erst kürzlich traf ich die Präsidenten von Ruanda und Senegal und deren Minister zu einem Gespräch. Ebenso Kofi Annan, Mitarbeiter des IWF und der Weltbank, und viele Parlamentsmitglieder, beispielsweise aus Schweden und Norwegen. Die extremsten Reaktionen kamen von der NGO-Gemeinschaft. Die Leute sind sehr aggressiv mir gegenüber und verärgert. Sie sagten doch tatsächlich, dass Babys sterben würden wegen dem, was ich sage.

**Die afrikanischen Regierungen haben Sie eingeladen, obwohl Sie diesen den Geldhahn zudrehen wollen mit dem Stopp der Entwicklungshilfegelder?**

Sprechen Sie mit irgendeiner afrikanischen Regierung. Alle sind total genervt von diesen NGOs, die ständig vorbeikommen, ihnen ihre Agenda aufdrücken, mit ihren Plänen und Vorstellungen. Es ist ein Alptraum für die meisten Politiker.

**Was ist falsch an der Entwicklungshilfe?**

Als Anfang der sechziger Jahre die Entwicklungshilfe startete, waren ihre Ziele, das Wirtschaftswachstum zu steigern und die Armut zu reduzieren. Doch alle Programme haben hinsichtlich dieser Messgrössen versagt. In den vergangenen fünfzig Jahren sind mehr als zwei Billionen Dollar Hilfe von den reichen an die armen Länder geflossen. Dennoch steht Afrika heute schlechter da als vor fünfzig Jahren. Lebten damals nur 10 Prozent der Einwohner unter der Einkommensgrenze von zwei Dollar, so sind es heute 70 Prozent. Während der letzten dreissig Jahre sank das Wirtschaftswachstum jährlich um 0,2 Prozent.

**Entwicklungshilfe wirkt also so, wie es einst Karl Kraus über die Psychoanalyse sagte: Sie ist jene Geisteskrankheit, für deren Therapie sie sich hält?**

Exakt. Die Frage ist nicht, warum diese Länder nicht weiter sind, trotz der jahrzehntelangen Entwicklungshilfe. Die Antwort ist:



«Ich habe die durchschnittliche Lebenserwartung Sambias bereits überschritten»: Entwicklungshilfe-Kritikerin Moyo.



wegen ihr. Das fundamentale Problem ist, dass die Entwicklungshilfe keine Jobs geschaffen hat, sondern das Gegenteil bewirkte, sie zerstörte. Entwicklungshilfe produziert Inflation, Schulden, Bürokratie und Korruption. In ein solches Land wollen Unternehmer nicht investieren und dort Jobs schaffen. Machen Sie ein Land abhängig von Hilfe, dann nehmen Sie die Karotte weg und den Prügel: Niemand wird bestraft, wenn er nicht innovativ ist, denn die Hilfe fliesst trotzdem. Und niemand wird belohnt, wenn er sich anstrengt.

**Die asiatischen Länder haben Afrika rechts überholt, und das, obwohl es Asien in den Sechzigern schlechter ging als Afrika. In Malawi, Burundi und Burkina Faso war das Pro-Kopf-Einkommen vor dreissig Jahren höher als in China. Was lief dort anders?**

Wir haben gesehen, welche Konzepte die Armut in China, Indien, Südafrika und Botswana vermindert haben. Diese Länder haben auf den Markt als Motor für Wirtschaftswachstum gesetzt. Sie erhielten immer nur zeitlich begrenzt Entwicklungshilfegelder. China oder Indien sind nicht wie Afrika abhängig davon geworden.

**Sie konstatieren in «Dead Aid», dass Entwicklungshilfe die Korruption fördert...**

... nicht nur ich. Eine Weltbank-Studie belegt, dass 85 Prozent der Gelder für andere Dinge verwendet werden als vorgesehen. Ein Grossteil ging an korrupte Diktatoren wie Mobutu, Idi Amin oder Mugabe, wie Larry Diamond, ein Wissenschaftler, feststellte. Ein hochrangiger Mitarbeiter des IWF warnte vor zwei Jahren davor, dass die Demokratische Republik Kongo total korrupt sei. Was passierte? Wenig später erhielt Kongo vom IWF den grössten Kredit, den je ein afrikanisches Land erhalten hat. Kongos Präsident Mobutu soll fünf Milliarden an Entwicklungshilfegeldern gestohlen haben. Nachdem eine Zinsreduktion für die Schulden des Landes verlangt hatte, leaste er eine Concorde, um seine Tochter zur Heirat an die Elfenbeinküste zu fliegen.

**Wie erklären Sie sich das Phänomen, dass der Westen gerne Potentaten unterstützt?**

Entwicklungshilfegelder gibt es gratis. Die Vergabe ist an keine Auflagen gebunden, und die Kontrollen sind äusserst schwach.

**Dennoch. Nicht jedes Entwicklungsprogramm der Vergangenheit versagte. Schauen Sie sich den Marshallplan an oder die Osthilfe.**

Der Marshallplan lief fünf Jahre. Jeder wusste, dass die Geldquelle nicht für immer sprudelt. In Afrika hingegen ist sie ohne Ende. Schauen Sie sich die Bailout-Pläne in Osteuropa an. Jedermann weiss, dass das Geld nur für eine gewisse Zeit fliesst. Gleichzeitig erwartet man von den

Ländern, dass sie neue Arbeitsplätze schaffen, ihre Märkte öffnen. Von Afrika wird das nicht erwartet. Afrikanische Politiker sehen Entwicklungshilfegelder als permanentes Einkommen an, sie können sich auf die Gelder aus dem Westen verlassen, müssen nicht eine andere Quelle finden wie europäische Politiker, die Steuern aufreiben müssen.

**Geografische Gründe, ethnische Probleme oder den Kolonialismus als Grund für die Armut Afrikas lassen Sie nicht gelten?**

All diese Probleme bestehen in Afrika, ja. Aber sie rechtfertigen nicht, dass es einem ganzen Kontinent schlechtgeht. Es gibt viele Länder, die mit ähnlichen Problemen zu kämpfen haben wie Afrika. Die Schweiz beispielsweise hat ein geografisches Problem, da sie keinen Zugang zum Meer hat. Indien war eine Kolonie und hat ein Wirtschaftswachstum von 10 Prozent pro Jahr. In vielen Ländern werden wie in Afrika auch ethnische Konflikte ausgetragen.

**Sie plädieren für Radikalmassnahmen?**

Entwicklungshilfe ist tödlich. Sie gehört innert einer Übergangsphase von fünf Jahren abgeschafft. Ich bin offen für eine Diskussion, wie lange diese Übergangsphase sein soll. Wichtig ist jedoch, dass die Politiker wissen, dass es kein Geld mehr gibt. Es ist nicht wünschenswert, dass sich die afrikanischen Regierungen zurücklehnen und auf Entwicklungshilfegelder warten.

**Schlimmstenfalls kann dieses Vorgehen zu mehr Armut, Genozid oder Krieg führen.**

Ich kann Ihnen garantieren, wenn es mit der Entwicklungshilfe so weitergeht, werden sich die Bedingungen drastisch verschlechtern in Afrika. Wohin hat die Entwicklungshilfe geführt? In den Neunzigern gab es in Afrika mehr Kriege als auf der ganzen Welt zusammen. In den letzten sechs Monaten allein sind vier weitere Kriege ausgebrochen. Es gibt Millionen von Menschen in Afrika, die heute ärmer sind als noch vor fünfzehn Jahren. Über 60 Prozent der Bevölkerung sind unter 24 Jahre alt. Diese Leute wollen arbeiten. Sie haben aber keine Möglichkeiten, da Entwicklungshilfe verhindert, dass Jobs geschaffen werden.

**Durch die weltweite Wirtschaftskrise wird Afrika noch mehr geschwächt?**

Afrika ist sicherlich davon tangiert. Erstens wegen der Entwicklungshilfegelder, die schaden. Und zweitens, da die Rohstoffpreise zurückgegangen sind. Allerdings gehen die Prognosen des IWF für Afrika noch immer von einem Wachstum von 3 Prozent aus. Denn es gibt durchaus positive Effekte. China investiert in grossem Umfang in Afrika. Und das ist gegenüber all den anderen Ländern doch sehr beachtlich.

**Wenn keine Entwicklungshilfe, was dann? Die Kräfte des freien Marktes reichen kaum.**

## Dambisa Moyo

Zum Interview in London erscheint Dambisa Moyo zu spät. Mit Jetlag, wie sie sagt, denn sie kommt gerade aus New York von einer Vortragsreihe. Seitdem es die Afrikanerin mit ihrem ersten Buch, «Dead Aid» (erschienen im Penguin-Verlag), auf Anhieb in die Bestsellerliste der *New York Times* geschafft hat, ist sie ständig unterwegs. Doch trotz Müdigkeit gibt Moyo glasklare Antworten, schweift nie ab vom Thema und ist mit Herz und Seele dabei. Die Afrikanerin, geboren und aufgewachsen in Sambia, verliess das Land 1990 nach einem Putschversuch. Als promovierte Ökonomin hat sie an den Eliteuniversitäten Harvard und Oxford studiert und zwei Jahre für die Weltbank gearbeitet. Die letzten acht Jahre war Dambisa Moyo bei der amerikanischen Investmentbank Goldman Sachs tätig. In ihrem Buch geisselt sie die Auswüchse der Entwicklungshilfe und macht diese für die wirtschaftliche Misere in Afrika verantwortlich. Ihr nächstes Buch ist bereits in Arbeit: In «How the West Was Lost» beschreibt sie die wirtschaftspolitischen Fehler, die zur weltweiten Finanzkrise geführt haben.

Die guten Nachrichten sind, dass afrikanische Politiker sehr viel tun können. Und diese Vorschläge entstammen nicht meinem Gehirn, sondern sie wurden bereits teilweise umgesetzt und funktionieren. Der Fokus sollte auf dem Handel liegen. Ich empfehle, die Zeit nicht mehr damit zu verschwenden, dass Afrika an WTO-Verhandlungen geht, denn Faktum ist, dass Europa seine Märkte für afrikanische Produkte nicht öffnen wird. Afrika verliert jedes Jahr 500 Milliarden durch Handelsembargos. Die EU schützt ihre Märkte am meisten. Jede Kuh aus der EU wird pro Tag mit 2,5 Dollar gesponsert. Das ist mehr, als über eine Milliarde Menschen jeden Tag zum Leben hat. Also sollte sich Afrika auf jene Länder konzentrieren, von denen wir wissen, dass es eine Nachfrage nach unseren Produkten gibt. Wie China beispielsweise.

**Sie schreiben in «Dead Aid», die Chinesen seien die Freunde Afrikas. Was macht China zum neuen Verbündeten Afrikas?**

Die Chinesen haben in zehn Jahren das erreicht, worin der Westen sechzig Jahre versagt hat. Sie haben eine Infrastruktur aufgebaut und weit über 100 000 Jobs geschaffen. Allein im Jahr 2004 investierte China 900 Millionen Dollar in Afrika, die USA nur 10. China kaufte Kupfer- und Kobaltminen im Kongo, Eisen- und Platinminen in Südafrika, Textilfabriken in Lesotho, kaufte sich mit 20 Milliarden in Afrikas grösste Bank ein,

beteiligte sich für 3 Milliarden Dollar an einem nigerianischen Ölfeld. Mittlerweile stammen 30 Prozent der Rohölimporte Chinas aus Afrika. China baute Strassen in Äthiopien, Pipelines im Sudan, Elektrizitätswerke in Ghana. Man baute 30 Spitäler, 100 Schulen, 2000 Studenten erhalten jedes Jahr Stipendien für chinesische Universitäten.

**Haben Sie nicht Angst, dass am Ende des Tages halb Afrika in chinesischer Hand liegen könnte, mit dem Nebeneffekt, dass die Umwelt zerstört wurde?**

Kein Grund, nicht das Richtige zu machen. Wenn Afrikaner schlussendlich ein besseres Leben haben, weil Chinesen nach Afrika kommen, sollte man sie willkommen heissen. Afrikanische Mütter wollen ihre Kinder ernähren. Kann der Westen dabei helfen? Kann er Jobs kreieren? Nein. Die Chinesen hingegen schon. Vielleicht haben wir in fünfzig Jahren keine Demokratie mehr. Doch man muss darauf fokussieren, was heute ist. Es bringt nichts, jemandem, der sechs Kinder ernähren muss, zu sagen, er solle diesen Baum nicht umhacken. Armut ist ein grösserer Feind der Umwelt als Wirtschaftswachstum.

**Welche Massnahmen empfehlen Sie noch?**

Afrikanische Länder könnten Staatsanleihen emittieren, welche Private und Institutionelle kaufen. Diese Bonds haben eine überdurchschnittlich hohe Verzinsung und sind daher attraktiv für Anleger. Am Ende der Laufzeit bekommt man das investierte Geld zurück. Ghana und Gabun haben bereits je einen Bond emittiert. Über sechzehn weitere afrikanische Länder haben bereits ein Kredit-Rating.

**Ich bin mir nicht sicher, wie attraktiv ein afrikanischer Bond für Investoren ist. Das Risiko eines Ausfalls ist doch gross, nicht?**

Einmal mehr gilt auch in diesem Punkt: Afrikanische Länder dürfen sich nicht auf Europa konzentrieren, das ist sinnlos. Denn Europa weiss nicht, wie man afrikanische Risiken einpreist. Man muss diese Bonds in China oder dem Mittleren Osten auflegen. Ein chinesischer Diplomat sagte mir unlängst, dass sich nur der Westen darüber beklagt, dass die Kapitalmärkte schlecht laufen, weil sie kein Geld mehr hätten. China jedoch habe Geld und würde sich umsehen, wo es investieren kann. Sollten afrikanische Regierungen Bonds emittieren wollen, hätte China Interesse daran.

**Warum hat man das bislang nicht gemacht?**

Die Weltbank ist schuld daran.

**Weshalb?**

Wenn alle afrikanischen Länder Geld von den Kapitalmärkten leihen würden, und nicht

---

**«Die Armut ist ein grösserer Feind der Umwelt als das Wirtschaftswachstum.»**

---

von der Weltbank, würde diese ihr Geschäft verlieren, ihre Berechtigung. Ein Freund aus Ghana erzählte mir, dass man dort einen Bond emittieren wollte. Als die Weltbank davon erfuhr, schrieb sie einen sehr unfreundlichen Brief an die Regierung mit der Aufforderung, dass man das nicht tun solle.

**Die Weltbank trifft also Mitschuld an der Misere Afrikas?**

Der IWF, die Weltbank und viele dieser grossen, multinationalen Organisationen sagen zwar die richtigen Dinge, tun aber das Falsche. Sie sprechen von freiem Handel und Privatisierung, doch anstatt diese Länder zu ermutigen, mehr Handel zu betreiben, einen Privatsektor aufzubauen und mehr ausländische Investoren zu gewinnen, ge-

ben sie den Ländern einfach Geld. Geld, das schlussendlich versickert.

**Können wir als Private denn etwas tun, um Afrika zu unterstützen?**

Die Leute glauben, dass Afrika anders funktioniert als der Rest der Welt. Dabei gilt für Afrika wie für alle anderen Länder, dass die Leute Arbeit wollen, Infrastruktur, Gesundheitsvorsorge. Sie als Schweizer können diesen Menschen Geld leihen, damit sie sich ein Geschäft aufbauen können. 25 Dollar reichen schon, die dann allerdings zurückbezahlt werden müssen. Die Grameen Bank in Bangladesch hat enorm gute Resultate erzielt und das Leben vieler verändert. Doch die Initiative zu diesem Projekt hätte nicht ein Mann aus Bangladesch ergreifen sollen, sondern die Weltbank.

**Was halten Sie als Schwarze von Obama?**

Obama hat einen harten Job vor sich. Aber er ist sehr innovativ. Ich hoffe, sein Ansatz für Afrika sei es ebenso. Er ist ein weiteres Beispiel dafür, was Afrikaner schaffen können, wenn man sie nur lässt.

**Manche kritisieren, er agiere mehr wie ein Weisser als wie ein Schwarzer.**

Er ist erst hundert Tage im Amt, bitte, geben Sie dem Jungen eine Chance. Sein Land steckt mitten in einer Finanzkrise, die Arbeitslosenquote wird auf 10 Prozent hochschnellen. Es ist zu früh, um irgendwelche Aussagen zu machen.

**Zum Schluss: Glauben Sie daran, dass sich in Afrika etwas zum Besseren ändern wird?**

Ich bin besorgt darüber, dass der Veränderungsprozess nicht schnell genug geht, um den Kontinent zu verändern. Aber immerhin gibt es Anzeichen, die positiv sind, da Länder wie Südafrika, Botswana oder Ghana wirtschaftlich grosse Fortschritte gemacht haben, aufgrund ihrer Orientierung hin zu den Kapitalmärkten. ○



**WER UNS KENNT, KENNT UNS VON FREUNDEN**

Wir pflegen unsere Kunden, wie man Freunde pflegt und machen Geschäfte, wie man sie mit Freunden macht: offen und erfolgreich. **Schon seit 100 Jahren.** Rufen Sie uns an: 0800 242 124

**CIC BANQUE CIC | SUISSE |**

CIC – La banque des connaisseurs

Basel, Freiburg, Zürich  
Genf, Lausanne, Locarno, Lugano, Neuchâtel

[www.cic.ch](http://www.cic.ch)

100  
1909 – 2009



## Sehnsucht nach Botox

Seit Kate Winslet zur «natürlichsten Schönheit» gekürt worden ist, gilt der «Nude Look» als letzter Schrei. Nichts ist aufwendiger.



*Ausgeklügelter Ungeschminkt-Look:* Naturschönheit Winslet.

**Kate Winslet** — Seit die «Titanic»-Sirene von einem US-Kosmetikonzern vor ein paar Wochen zur «Ultimate Natural Beauty» gekürt worden ist, lässt sich die 33-jährige Schauspielerinnen nur noch (scheinbar) ungeschminkt blicken. «Sie hat einen klassischen englischen rosigen Teint», so die Jury, «sie braucht nicht viel Schminke, um fantastisch auszusehen.» Dieses Phänomen konnte die Modejournalistin nicht ignorieren – und schon war der «Nude Look» als neuer Megatrend ausgerufen. Doch die Woll-Seide-Bast-Fraktion hatte sich zu früh gefreut. Denn erst jetzt kam ans Licht, wie kompliziert es ist, den ausgeklügelten Ungeschminkt-Look perfekt hinzubekommen. Sei-

tenweise druckten die Hochglanzmagazine Anleitungen zum Nachahmen des Winslet-Stils. Zu verwenden seien Grundierung (etwas heller als der natürliche Hautton), flüssiger Eyeliner, Augenbrauenstift, verschiedene Creme-Lidschatten (zartes Hellbraun oder Beige), Transparentpuder, Lipliner, Lippenstift (je heller, desto besser; am besten in rosé- oder sandfarbenen Tönen) und Mascara (Braun statt Schwarz). Entscheidend sei, dass das Make-up dem natürlichen Teint so sehr ähnelt, dass es kaum noch als solches zu erkennen sei. Bei all diesem Aufwand wird sich manche emanzipierte Frau nach Botox, Permanent-Make-up und Silikoneinlagen zurücksehnen. (rs)

**Mary-Kate und Ashley Olsen** — Als Olsen Twins sind sie das erfolgreichste Doppelpack der Zwillingengeschichte. Da können die Pensionärinnen Alice und Ellen Kessler nur stauen, obwohl sie zum exklusiveren Kreis der eineiigen Zwillinge zählen. Aber die Kalifornierinnen haben, statt tausend Pirouetten und einen Spagat zu üben, von klein auf das Merchandising perfektioniert. Kinofilme wie «Kidnapping der Nervensägen» oder «Top Secret – Zwei Plappermäuler in Australien» wurden zwar mit keinem Oscar belohnt, dafür floss endlos Taschengeld. In Amerika kann dem *twin set* nur gerade Disneys Jungstar Miley Cyrus («Hannah Montana») das Wasser reichen. Mary-Kate und Ashley messen zusammen 310 Zentimeter (oder je 155) und sind zusammen wenigstens 650 Millionen Dollar schwer (je 325). Am 13. Juni werden die Zwillinge 46 Jahre alt, Gott sei Dank geteilt durch zwei! (jzb)

**Kader Loth** — «Die geile Lästerschwester» hat nicht nur Probleme mit ihrem Geburtstag. Frau Loth glaubt, 1975 geboren worden zu sein, andere glauben, das sei schon 1946 passiert. «Schlimm. Viele Leute lesen das und meinen, man wär schon halb tot!» Nun scheint Loth, laut Pro Sieben für «die einen eine erotische Traumfrau, für die anderen ein lästiges Society-Luder», auch mit ihrer Berufsbezeich-



*Alles und nichts:* «Medienphänomen» Loth.

nung zu hadern. Schliesslich durfte das ehemalige Nacktmodell in den verschiedensten Tätigkeitsbereichen Erfahrungen sammeln: als «Pet of the Year 1998/1999» des *Penthouse*-Magazins, Sängerin, «Bikini im Härtestest»-Testerin, Ex-«Big Brother»-Haus-Bewohnerin, Ex-Freundin, unter anderem von Kim

Kleinjung («Ähm, ich mache Immobilien»), und gar als «Medienphänomen». Was sagt man denn da beim Arbeitsamt, wenn man sich «gerade von einem sehr berühmten Herrn getrennt hat und auf diese Form von Hilfe angewiesen ist»? Auf die Frage, was man ihr denn damals genau für Jobs angeboten habe, sagte sie: «Ach so, dazu kam es doch gar nicht, weil ich ja schon den nächsten Mann hatte.» (dom)

Katy Karrenbauer — Bekannt wurde sie mit der RTL-Serie «Hinter Gittern – der Frauenknast», wo sie die Rolle der maskulinen Bankräuberin Christine, «Walter» gerufen, spielte.



**Selbstverschuldet:** Schauspielerin Karrenbauer.

Sechs Jahre lang ging es dort um lesbische Liebe, Drogen und sadistische Aufseher. Ende 2007 war Sendeschluss, und seither versinkt die 47-jährige Schauspielerin immer tiefer im Schuldensumpf. Bis sich vor kurzem ein unbekannter Herr bei ihr meldete und ihr ein unmoralisches Angebot unterbreitete: eine halbe Million Euro für Domina-Sex. Sechs Mal wollte sich der angebliche Erbe aus Bonn, der auf Lack und Leder stehe, mit Karrenbauer treffen. «Ich würde lügen, wenn ich behauptete, nicht einen Moment über dieses Angebot nachgedacht zu haben», sagte die 47-jährige Schauspielerin einem Online-Journalisten. Doch lieber wolle sie die 400 000 Euro Schulden «auf andere Art und Weise abstottern». Einen Anfang machte sie nun mit dem Buch «Das Leben ist kein Fischfurz» (Novum-Verlag, € 15,50). Auch der devote Verehrer dürfte Karrenbauers Lebensbeichte gekauft und auf 353 Seiten von ihrer schwierigen Vergangenheit – von Mager sucht über Telefonsex bis zu Panikattacken – gelesen haben. Damit hat er doch immerhin € 499 984,50 gespart. (rs)



## Mein Los

**Unser Kolumnist beendet seine Amerikareise. Und steht dann sofort wieder chez nous im Einsatz. Von Mark van Huissing**

Vergangene Woche war ich in El Paso und in San Francisco. (Und in Genf – aber man käme rüber wie ein Angeber irgendwie, wenn man das alles in einem Satz aufzählen würde, finde ich.) El Paso, Texas, war vermutlich eine schöne Stadt einmal. Bevor die meisten Unternehmer aufgaben respektive die Herstellung von Jeans und Stiefeln nach China und Mexiko verschoben. Heute sieht Downtown mit den Geschäften, vor deren Schaufenster Bretter genagelt wurden, aus wie Detroit, mit schönem Wetter immerhin. Und man kann für wenig Geld fein essen, *Mexican food* auf jeden Fall (Dinner zu dritt im «Barrigas Restaurant», 65,35 Dollar, Trinkgeld exkl.). Falls es interessiert, was MvH in El P. suchte: Einer, der dort lebt, hatte eingeladen («Mi casa es su casa»). Und Einladungen folgt man, nicht wahr?

Anders weht der Wind in San Francisco (nicht nur ein Sprachbild, dieses wäre zu oft gebraucht für Ihren Kolumnisten; auch im Wortsinn gemeint, in der Stadt an der ebenso genannten Bay zieht es wie Hechtsuppe). Den Leuten geht es gut, so sieht es aus. Nicht nur im Kino, auch im Leben gewinnen zurzeit die *nerds* gegen die *players*. («Nerd: abwertend für in Computer oder andere Bereiche aus Wissenschaft und Technik vertiefte Mitmenschen», Wikipedia.) In und um San F. befinden sich Firmen und Arbeitsplätze solcher Mitmenschen, und die verdienen Geld, immer noch. (*Players* dagegen gibt es in Los Angeles z. B., und dort ist Krise, wie man weiss seit dieser Spalte von vergangener Woche.) Hier noch MvHs San-Francisco-Top-vier-Liste. Hotel:

«The Fairmont», Japaner: «Tanuki Sushi», Italiener: «Poggio Trattoria» (in Sausalito, auf der anderen Seite der Golden-Gate-Brücke), Bar: «Redwood Room» (im Hotel «Clift»).

Jetzt nach Genf. Ich wohnte im «Beau Rivage», und zwar in der Suite «Richard Wagner» (es ist nie schlecht, wenn Hotelzimmer Namen haben statt Nummern – «Wagners» Fläche war ungefähr zu vergleichen mit der einer Drei-Zimmer-Wohnung); ich war Gast von Jacques Mayer, dem Mitbesitzer des Fünf-Sterne-Hauses. Als ich noch fernsah («Scacciapensieri», Trickfilme, seit vielen Jahren am frühen Samstagabend; wer sagt, die Radiotelevisione svizzera brauche es nicht?), rief der Concierge an, *mon chauffeur* sei bereit ... Diese Welschen, das sind noch Gastgeber. (Oder man hatte mich bloss mit jemand Wichtigem verwechselt.)

In den alten CFF-Hallen in Morges fand der «Swiss Red Cross Ball» statt. (Dresscode: Black Tie «African King». Afrika war Leitmotiv, MvH konnte nicht mitmachen, sein Smoking ist von Brioni, schliesslich.) Ich mag Veranstaltungen für den wohltätigen Zweck. Wenn man an einem guten Tisch ist, lernt man recht viele Frauen kennen, *charity ladies* eben. Diese sind meistens mit einer Freundin unterwegs. (Ihre Ex-Männer vermutlich auch, aber sicher nicht dort.) Das ist interessant. Man lernt, dass Männer irgendwie nicht mehr die gleiche Vorstellung von Wohltaten haben, wenn sie nicht mehr mit ihren Frauen zusammen sind.

Zum Glück (für das Rote Kreuz bzw. die «Opfer vergessener Unglücke», an die das gesammelte Geld geht) gibt es noch Männer, die noch mit ihren Frauen zusammen sind. Und diese beeindruckt wollen. An einem Tisch in meiner Nähe ersteigerte einer ein von Ducati als Spende zur Verfügung gestelltes Motorrad («1098 Swiss Red Cross Limited Edition») für 35 000 Franken, das er anschliessend «reofferierte» (er bezahlte also dafür und verzichtete darauf); es wurde von Simon «sets the house on fire» de Pury darauf noch einmal versteigert (für 30 000 zwar nur, aber immerhin; im Ganzen kamen 427 000 Franken zusammen).

An dem Tisch neben mir war Shania Twain. Mir gefällt Country (oder Country-Pop meinetwegen), und ich habe sogar ihr 1999er Album «Come on over», aber mir fiel einfach keine Zeile ein, die ich hätte sagen können. Darum unterhielt ich mich mit Celia von Bismarck, die neben ihr sass und einmal eine, sagen wir, ähnliche Stellung bei Park Avenue hatte, wie sie Ihr Kolumnist bei der Weltwoche hat. (Eine Zeile fiel mir auch ein: MvH trifft CvB.) Frau Twain, nebenbei, ging tanzen, das geht auch.

Kurz nach 01.00 Uhr fand die Verlosung von Preisen statt. Ich hatte auch ein Los, so aufmerksam sind die vom «Beau Rivage» (MvH ist kein Glücksspieler, nicht einmal Zahlenlotto – das ist etwas für Hauswarte). Ob ich noch einmal gewann bei meinem Glück an diesem Abend, schreibe ich kommende Woche.



## «In Zürich haben Sie ein kleines Juwel»

Startenor José Carreras über seinen Lieblingsdirigenten, seine Leidenschaft für Fussball und die Überwindung seiner Krankheit.



«Wenn ich nur einen nennen darf, dann Verdi»: Sänger Carreras.

### Auf welche Ihrer zahlreichen Aufnahmen sind Sie am stolzesten?

Eine schwierige Frage. Das heisst, die Frage ist es nicht, aber die Antwort. Meine Lieblingsaufnahme ist wohl Georges Bizets «Carmen» mit den Berliner Philharmonikern unter der Leitung von Herbert von Karajan. Agnes Baltsa sang die Titelrolle. Die Aufnahme datiert von 1982.

### Wer ist Ihr liebster Opernkomponist?

Schon wieder so eine schwierige Frage. Wahrscheinlich Verdi – wenn ich nur einen nennen darf, dann Verdi. Es ist etwas anderes, aus der Sicht des Sängers oder als Opernliebhaber zu urteilen. Natürlich ist da immer das Genie Mozart, dann gibt es Puccini, Bizet, Massenet ..., alles in allem Verdi.

Sie sind Fussballfan und Anhänger des FC Barcelona. Kennen Sie einen berühmten Fussballspieler, der die Oper liebt?

Da muss ich schmunzeln. Ich bin mir sicher, es gibt welche. Tatsächlich kenne ich keinen. Ich weiss jedoch, dass einige Spieler klassische Musik mögen.

### Welche Stadt hat das schönste Opernhaus?

Da gibt es zum einen die Architektur und zum andern die Tradition. Wien hat eines der schönsten und prestigereichsten Opernhäuser der Welt, mit einer guten Akustik und einem exzellenten Orchester. Ich denke, es ist für jeden Künstler ein Vergnügen, in Wien aufzutreten. Das trifft auch auf die Mailänder Scala zu oder die Metropolitan Opera in New York. Obwohl, schön ist die Met nicht, die Met bedeutet Prestige. In Zürich haben Sie ein kleines Juwel! Italien besitzt überdies das Teatro San Carlo di Napoli oder La Fenice in Venedig. Und England hat Covent Garden.

### Sie sind auch in Sydney aufgetreten.

Ja, einige Male. Ein herrliches Gebäude, eine

Ikone, und die Lage im Hafen ist fantastisch, aber der Opernsaal ist nicht sonderlich beeindruckend.

### Wer war Ihr Lieblingsdirigent?

Herbert von Karajan.

### Und wen würden Sie gerne vergessen?

Manchmal ist man konfrontiert mit Dirigenten, welche die Musik anders empfinden. Das bedeutet nicht, dass sie schlecht sind. Ich habe alle Dirigenten, mit denen ich arbeitete, respektiert.

### Die drei Tenöre waren Superstars der Oper. Waren sie auch die Besten?

Die Geschichte der Oper kennt Tenöre von ausserordentlicher Qualität: Enrico Caruso, Giuseppe Di Stefano, Beniamino Gigli, Jussi Björling, Franco Corelli. Wir waren sehr populär, was keineswegs bedeutet, dass wir die Besten aller Zeiten waren.

### Wer war Ihr Idol?

Das war immer Giuseppe Di Stefano.

### Sie traten häufig mit Montserrat Caballé auf.

### Wie war die Zusammenarbeit?

Ich sang häufig mit ihr, wir nahmen viel zusammen auf, in den siebziger und achtziger Jahren. Montserrat war damals die Sopranistin Nummer eins der Welt. Ich kann nur sagen, dass wir uns beruflich wie privat glänzend verstanden und dass es immer wundervoll war, mit ihr zu singen.

### Sie haben Ihre Leukämieerkrankung überwunden und die Karriere fortgesetzt. In der Oper geht es stets um Liebe und um Tod. Wie haben Sie die Zeit erlebt?

Vor 20 Jahren bedeutete die Diagnose Leukämie in vielen Fällen den Tod. In diesem Moment vergisst man, was es heisst, ein Künstler zu sein, und versucht einfach zu überleben. Aber ich wusste immer, dass ich wieder singen würde, falls mir das gelingt.

### Letzten Monat konnte man lesen, dass Sie von der Opernbühne abtreten.

Das war eine Falschmeldung. Richtig ist, dass ich mich vermehrt auf Konzerte und Liederabende konzentrieren werde. Wenn ich die Gelegenheit für eine Produktion erhalte, bei der die Begleitumstände stimmen – die richtige Rolle, das richtige Haus, der richtige Dirigent, der richtige Regisseur –, werde ich hoffentlich noch in ein, zwei Opern mitwirken.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

## Schönheit überm Meeresspiegel

Von Jürg Zbinden

«Sex on the Beach» hiess ein Stöhntitel aus dem Mund von Frankreichs begnadetem Agent provocateur Serge Gainsbourg – und der Sex spielte sich bestimmt nicht an einem Bächlein helle oder an einem ordinären Tümpel ab. Wo sonst als am Meeresstrand! Wenn zwei sich streiten, wie man die Ferien verbringen möchte, lautet die Frage meistens: In die Berge oder ans Meer? Die Berge haben etwas Majestätisches, aber auch etwas Provinzielles (selbst von St. Moritz oder Gstaad aus betrachtet), während das Meer immer grosse weite Welt ist. Von stillen Wassern und der Schönheit des Meeres inspiriert sind mehr oder weniger auch die vorgestellten Produkte.

1 — Delfine, die Schmusetiere des Meeres. Als Tattoo sind sie bei den Damen so beliebt wie der Schmetterling oder die Rose. Auf der Schnalle des Damengürtels aus blauem Kalbsleder übt sich ein Trio kleiner «Flipper» im Synchronschwimmen. Die Innenseite des Gürtels ist silbern. Er stammt von FLO Accessoires, kostet Fr. 385.– und ist erhältlich bei Grieder les Boutiques, Paradeplatz, Zürich.

2 — Das Cologne Lotus Blossom & Water Lily soll mit seinem Mix aus Mandarine, Lotusblüten, Bambus und Aloeswood die Energie fördern, das Selbstbewusstsein und die Konzentration anregen. Der Duft ist aus der Kohdo Wood Collection von Jo Malone. Exklusiv bei Globus Genf, 48, Rue du Rhône, erhältlich. Kostenpunkt für 100 ml: Fr. 130.–.

3 — Der Beach-Boy von Bally ist die Lässigkeit selbst. Das bestickte Baumwollshirt kostet Fr. 660.–, die Cargo-Pants aus Baumwoll-Gabardine kosten Fr. 560.–, die Sandalen Exim Fr. 550.–. Preis des Nappa-Gilets mit Kapuze auf Anfrage. Bally, Bahnhofstr. 66, Zürich.

4 — Am 8. Juni war World Ocean Day. Die Firma La Mer arbeitet seit 2005 zusammen mit der Vereinigung Oceana, die sich für die Rettung der Weltmeere einsetzt. Dieses Jahr fliessen 100 Prozent des Nettoerlöses der limitierten Edition Crème de la Mer, die Fr. 1170.– kostet, an Oceana.

5 — Rocher (=Fels) aus der Kollektion «Seebriese» des Kerzenspezialisten Point à la Ligne hat einen Durchmesser von 28 cm und eine Höhe von 15 cm. Brenndauer: 60 Stunden. Der rockige Fels aus Wachs kostet Fr. 47.–; [www.ambiente-tavola.ch](http://www.ambiente-tavola.ch).







Auto

## Echo der Kindheit

Der Audi TTS Roadster versetzt unseren Autor zuverlässig in den heissgeliebten embryonalen Rennzustand. *Von Ulf Poschardt*

So giftet eine Viper aus Ingolstadt. Der Name TTS für einen Tourensportwagen kommt mir als Echo meiner frühen Kindheit vertraut vor. In den späten sechziger und frühen siebziger Jahren waren die NSU TTS der Schrecken aller grosshubigen Renngeräte von Porsche oder BMW. Federleicht und ehrgeizig motorisiert, stets mit der hinteren Motorklappe zur Kühlung geöffnet, wirbelte der TTS mit breiten Spielzeugreifen auf Rundstreckenkursen und Bergrennen. Die Besuche dieser Rennen gehören zum Schönsten einer behüteten Kindheit. Seither habe ich Respekt vor den drei Buchstaben.

### Audi TTS Roadster S tronic

Hubraum: 1984 ccm, Leistung: 272 PS, Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h (abgeregelt), Preis: 77 450 Franken



Aus NSU wurde Audi. Dass mit dem TTS ein Teil der alten Identität überlebt hat, spricht für die Marke. Mein TTS ist ein Cabrio und steht in leuchtendem Weiss vor mir. So ähnlich könnte eine Rakete von Apple aussehen: ein überdimensionierter iPod mit Verdeck. Im Inneren staunt meine Frau über Chrom, Stahl und Leder. Als wir zum ersten Mal den Drehzahlbereich hinter den 4000 Umdrehungen erreichen und der Turboboost einsetzt, wirkt sie, die Audi-Skeptikerin, ziemlich überzeugt.

Ich bin es schon länger. Spätestens beim ersten Ritt auf der Autobahn war ich über die Giftigkeit und Bissigkeit des Audis überrascht. Der hochgezüchtete Zweilitermotor will, ja muss hochtourig bewegt werden. Was er dann anstellt, erscheint auch Sportwagen-Routiniers als Herausforderung. Mit dem Automatikgetriebe auf S wie «Sicherheitsrisiko» gräbt sich der TTS in Kurven und klebt auf dem Asphalt. Durch die straffe Abstimmung schlagen schlechte Strassenverhältnisse auf Pilot und Sozia durch, aber das verstärkt nur jenen embryonalen Rennzustand, den Menschen suchen, die sich in kleine Roadster quetschen.

Als die Sonne an Pfingsten freundlich strahlt, öffnen wir das Verdeck und strecken unsere Nasen in den Fahrtwind – wäre dies nur möglich. Obwohl die Scheibe flach und hinter uns kein Windschott ist, wiegen sich unsere Haare sanft in der Strömung – selbst auf der Autobahn. Giftig und hart bleibt der TTS, aber stets zivil. Da ein weisser TTS absolut postmodern und zeitgeistig wirkt, hören wir bis zum Erreichen des Parkplatzes laut R&B, um beim Eintritt in eine Welt leichter Kontrolle wie einen dicht frequentierten Parkplatz das Radio leise zu drehen. Wir wären sonst, gutgelaunt und mit Sonnenbrille bestückt, ein wenig sehr klischiert ums Eck gerollt. Das Verdeck schliesst auch bei langsamer Fahrt und tut dies in Windeseile.

Irritierend gerät lediglich der Verbrauch: Die Tanknadel fällt fast so schnell, wie das Dach schliesst. Aber es zeigt auch, dass ich diesen Allradler überdurchschnittlich rasant bewegt habe. Wer dies nicht will, sollte ein anderes Fahrzeug kaufen. Da tut es der einfache TT auch. Wem ein Porsche zu teuer und prestigeseelig ist, der findet im TTS eine Alternative, und wem diese Viper zu zahm ist, der darf zum TT RS mit 340 PS und 450 Newtonmeter greifen und 911er auf der Überholspur ärgern. Mir reicht dieses Gift.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

# Das Zwitschern der Vögel

Ein Wecker, der uns zum idealen Zeitpunkt aus dem Schlaf holt. Kann das funktionieren? Von David Schnapp

Auf kaum eine Kolumne wie auf jene über den Lichtwecker von Philips (*Weltwoche* Nr. 44/2008) gab es im Bekannten- und Leserkreis so viele interessierte Nachfragen. Der Wecker scheint vielen ein alltägliches Folterinstrument der Zivilisation, es gibt den grossen Wunsch nach sanfteren Aufwachmethoden. Wir wollen also dafür eine weitere Variante testen, den Schlafphasenwecker.

Auf unserem Nachttisch stand der Axbo, «der erste Schlafphasenwecker der Welt». Das Gerät aus Österreich wurde in der Entwicklung wissenschaftlich begleitet und macht auch deshalb einen seriösen Eindruck. Durch einen drahtlosen Bewegungssensor, den der Schläfer in einem Pulswärmer am Handgelenk trägt, ermittelt der Wecker den optimalen Aufwachzeitpunkt, so dass man nicht mitten aus einer Tiefschlafphase in den Tag gerissen wird.

## Dschungeltöne, Meeresrauschen

Wir wollen uns also um 8 Uhr wecken lassen (Journalisten schlafen in der Regel etwas länger als der Durchschnitt) und stellen die Zeit am Wecker ein. Dann wählen wir aus verschiedenen wohltönenden Klängen das Vogelgezwitscher aus und machen das Licht aus. Man könnte sich vom Axbo-Wecker jetzt auch noch mit Dschungeltönen oder Meeresrauschen in den Schlaf wiegen lassen, worauf wir verzichten. Um 7:32 Uhr am nächsten Morgen pfeifen

prompt die Vögel auf dem Nachttisch, wir wurden zuverlässig zum optimalen Zeitpunkt sanft in den Tag gezogen. Der Wecker geht innerhalb von 30 Minuten vor der gewählten Weckzeit los, dann eben, wenn die passende Schlafphase erreicht ist. Falls man mit jemandem das Bett teilt, kann übrigens ein weiterer Sensor für eine zweite Weckzeit angeschlossen werden.

Der Wachmacher kann aber noch mehr: Mit einem USB-Kabel lässt er sich an den Computer anschliessen, und mit einer Software kann man so seine Schlafdaten, die auf dem Wecker gespeichert werden, übertragen und auswerten. In unserem ganz persönlichen Schlaflabor sehen wir dann, wie lange wir gebraucht haben, um einzuschlafen (17:44 Minuten), wie oft wir uns bewegt haben (1540-mal) und wie lange wir geruht haben (10:24:37 Stunden, an einem Wochenende). Für Privatstatistiker ein Traum, für alle andern eine hübsche Spielerei.

Fazit: Der Schlafphasenwecker ist nicht bloss esoterischer Klimbim, sondern funktioniert tatsächlich. Vor allem für Leute, die nicht von der inneren Uhr geweckt werden und die der Wecker regelmässig und brutal aus allen Träumen reisst, kann er ein Segen sein.

**Axbo limited Schlafphasenwecker** (2 Personen).  
2 Sensoren inkl. Armbändern. Netzteil, USB-Kabel.  
Fr. 359.-. [www.axbo.com](http://www.axbo.com)



**Kein esoterischer Klimbim:** Schlafphasenwecker von Axbo.

# Riesenriesling

Von Peter Rüedi



Beethoven, bei dem sei doch vieles so «durch Nacht zum Licht», spottete einst Hanns Eisler. Ganz ohne Ironie taugt der Scherz als Motto für Österreichs Weine. Ohne den tiefen Fall in den achtziger Jahren kein Aufstieg in die heutigen Höhen. Weil mein Freund Christian Seiler, scheinbar Kosmopolit, in Wahrheit ein geradezu mystischer Lokalpatriot, mir seit Jahren Österreichs Weine über den grünen Klee lobt (resp. über den smaragdnen Grünen Veltliner), habe ich immer etwas gemauert gegen so viel ungebrochene Austrophilie.

Ein paar Tage vor Ort reichten nun für eine Art paulinische Erweckung. Was im Burgenland, in der Steiermark, an der Donau im Kampthal, Kremstal oder in der Wachau heute produziert wird, ist noch besser als die Promotion, welche die Österreicher dafür betreiben. Und die ist, davon können Schweizer Produzenten nur träumen, exzellent. Vielleicht gibt's hierzulande noch ein paar Verstockte, die bei österreichischem Wein eher an den dortigen Fussball denken. Werch ein Illtum (mit Ernst Jandl zu sprechen). Die Weine, die Michael Moosbrugger auf dem Gut Schloss Gobelsburg macht, sind insgesamt geeignet, den letzten Austroskeptiker zu erleuchten. Seine Rieslinge, mineralisch vielschichtig, sind von einer beispiellos präzisen Geradlinigkeit. Der «Heiligenstein 2006» fasziniert mich in seiner strahlenden Jugendlichkeit so, dass ich mich doch kurz und erschreckt frage, ob ich in einem verdrängten Winkel nicht doch für pädophile Anfechtungen zugänglich sein könnte. Noch eindrücklicher, wenigstens im Moment, ist der «Riesling Tradition 2005». Moosbrugger hat ihn nach langen Gesprächen mit Abt Pater Bertrand vom Stift Zwettel (er war auf Gut Gobelsburg bis 1996 der Chef) «à l'ancienne» vinifiziert: sanfte Pressung, keine Entschleimung, 25-hl-Eichenfass, dreimaliger Abstich. Ein Riesenriesling. Seine seltene Sensation: Er beginnt opulent und wird dann am Gaumen immer mineralischer und schlanker, als wollte er sich wieder kokett entziehen. Grossartig.

**Weingut Schloss Gobelsburg (Langenlois/Kamptal).**  
Riesling Tradition 2005. 13%. Baur au Lac Wein, Urdorf.  
Fr. 35.- ([www.bauraulacwein.ch/info@bauraulacwein.ch](http://www.bauraulacwein.ch/info@bauraulacwein.ch))  
Riesling Heiligenstein 2007. 13%. Deligusto, Mägenwil.  
Fr. 32.80 ([www.deligusto.ch/info@deligusto.ch](http://www.deligusto.ch/info@deligusto.ch))



## Bestseller

### Belletristik

- 1 (3) **Donna Leon:** Das Mädchen seiner Träume (*Diogenes*)
- 2 (1) **Alex Capus:** Der König von Olten (*Textwerkstatt*)
- 3 (9) **Nicholas Sparks:** Für immer der Deine (*Heyne*)
- 4 (2) **Michael Theurillat:** Sechseläuten (*Ullstein*)
- 5 (8) **Tess Gerritsen:** Grabkammer (*Limes*)
- 6 (5) **Daniel Glattauer:** Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 7 (4) **Judith Hermann:** Alice (*Fischer*)
- 8 (6) **Martin Suter:** Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 9 (7) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar (*Fischer*)
- 10 (–) **Martin Walker:** Bruno, Chef de police (*Diogenes*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Eckart von Hirschhausen:** Glück kommt selten allein (*Rowohlt*)
- 2 (2) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein (*Edition Fona*)
- 3 (3) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 4 (–) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Brockhaus*)
- 5 (4) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:** 50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 6 (6) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 7 (7) **Ernst J. Schneider:** Zivilgesetzbuch, Obligationenrecht (*Orell Füssli*)
- 8 (5) **Per O. Enquist:** Ein anderes Leben (*Hanser*)
- 9 (8) **B. Moestl:** Shaolin (*Droemer Knaur*)
- 10 (–) **Richard Precht:** Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? (*Goldmann*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

### Apropos: Schimpfbuch

Man könnte es beinahe als Gegenmittel gegen die oft beklagte Politikverdrossenheit empfehlen. «Das Parlamentarische Schimpfbuch» (Herbig-Verlag), das Stilblüten, Polemiken und Geistesblitze aus sechzig Jahren Bundestag vereinigt, ist beste Unterhaltung auf angenehmem tiefem Niveau. Ein Beispiel vom 10. 9. 1993: Bundesfinanzminister Theo Waigel (CDU/CSU) sagte über den damaligen saarländischen Ministerpräsidenten Oskar Lafontaine (SPD, heute Die Linke): «Er ist ja geradezu ein Wahrheitsfanatiker gegenüber den Lügenmärchen, die Frau Matthäus-Maier (SPD) hier verbreitet.» Darauf Frau Fuchs (SPD): «Unglaublich!» Worauf wieder Waigel: «Als ich eben Lafontaine als Wahrheitsfanatiker bezeichnet habe, kam der Zwischenruf von der SPD: <Unglaublich!> Auch das muss hier festgestellt werden.» (*gut*)

## Literatur

# Eine Suchtnatur

**Per Olov Enquists Selbstenthüllungsbuch «Ein anderes Leben» ist gleich nach Erscheinen zum Klassiker erklärt worden. Doch statt Tiefe überwiegt Larmoyanz. Von Charles Linsmayer**

Im Stockholmer *Expressen*, für den Enquist viele Jahre Kolumnen schrieb, gab Eva Ström gleich nach Erscheinen von «Ett annat liv» am 15. September 2008 die ersten Superlativen durch: «Ein zutiefst imponierendes Buch, in perfektem musikalischem Einklang mit seinem Stoff. Trotz eines sprudelnden Überflusses von Ereignissen ist die Richtung klar – hinab ins Dunkle, vor zum Kern.» Bis Ende 2008 verkaufte der Verlag Norstedts in Schweden 100 000 Exemplare der Novität, die im November auch schon mit dem für das Weihnachtsgeschäft entscheidenden August-Preis bedacht worden war, und kaum hatte Hanser am 4. März 2009 die deutsche Fassung «Ein anderes Leben» vorgelegt, jagte auch auf Deutsch ein Superlativ den anderen. Das Buch treffe «den Nerv der Eigentlichkeit», rühmte die NZZ das «Monument der Moderne». Für die FAZ ist es «eine gänzlich uneitle Selbsterforschung», ein «Kunstwerk von grosser erzählerischer Raffinesse», wenn nicht gar «ein Wunder der Literatur». Laut der *Süddeutschen* führt der dritte, die Alkoholsucht thematisierende Teil «eindrücklich vor, was autobiografisches Schreiben vermag und welche schriftstellerische Grösse Enquist hat», während die TAZ von einem «grandiosen schwarzen Lebensroman», der *Tages-Anzeiger* von «einer Lektüre, die einen mitreisst und durchschüttelt», schwärmte und die *Welt* Enquist zum «Parsifal aus dem hohen Norden» stilisierte.

### Selbstenthüllung

Kein Zweifel, Enquist beeindruckt in der Enthüllungspose, mit der er sich, in einer vorangestellten «Coda» und im dritten Teil des Buches, «Ins Dunkel», für die Jahre 1978 bis 1990 als Trinker outet. In der Distanzierung durch die dritte Person zwar, aber doch so entschieden, dass der Eindruck entsteht, hier stelle sich einer beherzt auf ein Podest und erzähle sein «anderes Leben». So, wie es wirklich war, mit allen Abgründen und all dem Blamablen, das er bisher verschwiegen hat. Ein moderner Hiob, der auf Jahre hinaus in die Hölle des Alkoholismus versinkt und dank den Anonymen Alkoholikern und weil er den Bestseller «Kapitän Nemos Bibliothek» zu schreiben beginnt, am 6. Februar 1990 vollkommen «clean» wieder auftaucht.

Enquist hat sich ganz schön geärgert, dass 1960 sein Romanerstling als «unverdauter Freud» abgelehnt worden ist. Bei genauer Betrachtung des dritten Teils seines neuen Buchs

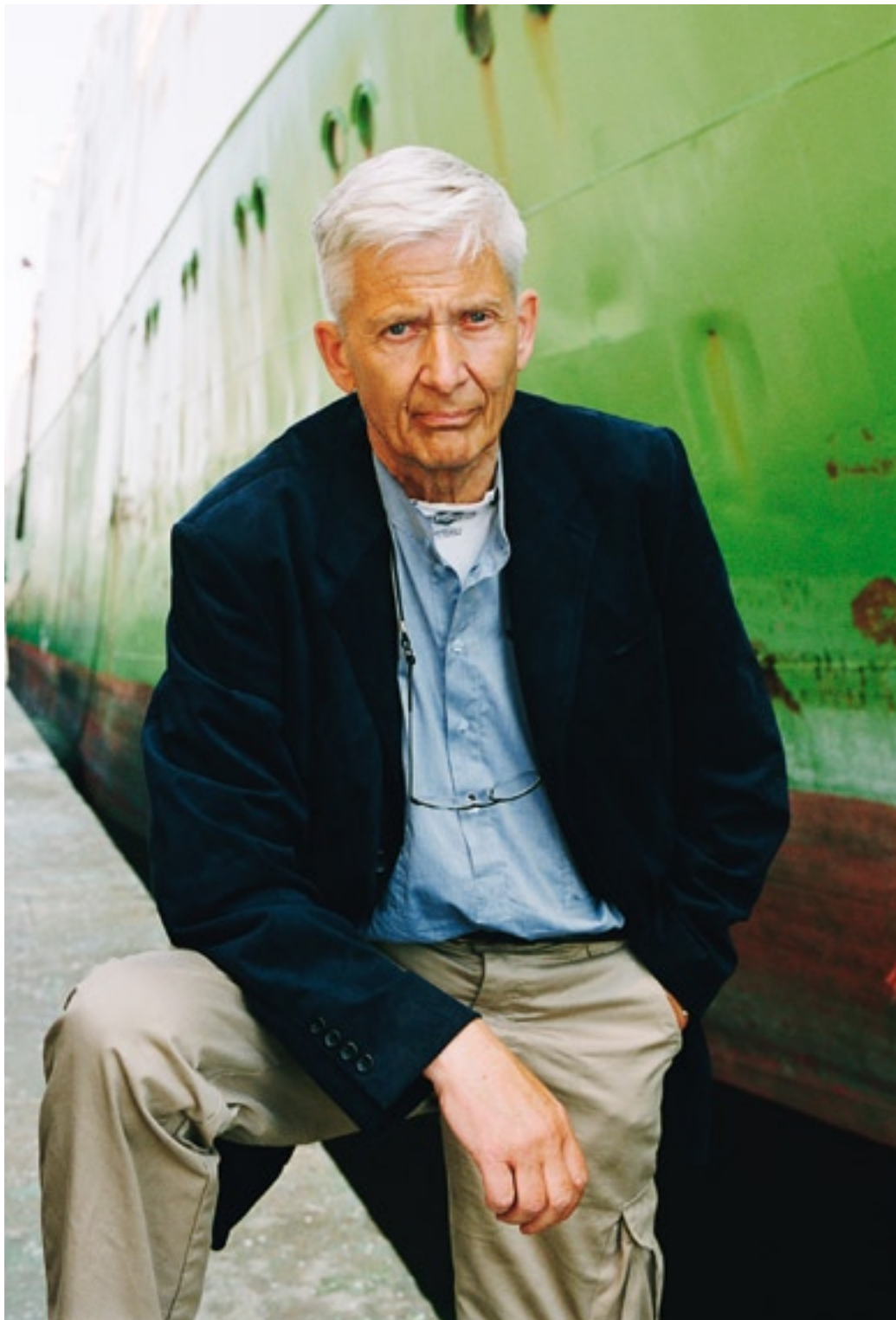
kommt man aber unweigerlich darauf zurück. Nach unzähligen Vorahnungen im mittleren Teil bricht da der Alkoholismus wie ein Naturereignis über den Schriftsteller herein, wird wie ein Unglück und unabänderliches Schicksal hingenommen, ausgiebig beklagt und dramatisiert und schliesslich mit der Minnesota-Therapie der Anonymen Alkoholiker bekämpft, ohne dass der Biograf so vieler einfühlsam analysierter Persönlichkeiten von Strindberg bis Marie Curie auch nur den Versuch unternähme, das Problem wirklich zu hinterfragen beziehungsweise mit Dingen wie seiner Sexualität, dem Fiasko der zweiten Ehe, den Nachwehen der pietistischen Kindheit oder auch nur mit seiner Schreibblockade in Beziehung zu setzen.

Natürlich ahnt man Zusammenhänge, aber wo immer eine Spur in tiefere Schichten führt, wird sie verwischt. So finden sich immer wieder Anspielungen auf die Pflegeschwester Eeva-Lisa, die schon in «Kapitän Nemos Bibliothek» vorkam, wo der Ich-Erzähler sie nach einer Fehlgeburt verbluten liess. Aber statt die Art dieser Beziehung hier nun offenzulegen, füllt Enquist die Lücke mit der tristen Geschichte seines Kopenhagener Nachbarn Clausen, der in ein inzestuöses Verhältnis zu seiner Schwester Gerda verstrickt ist. Weil man die Frau zwangsinterniert, sieht sich Clausen am Ende daran gehindert, «zu erkennen, was Liebe war» und wie sein «anderes Leben», jenes mit Gerda, hätte aussehen können.

Das Alkoholismus-Kapitel von Enquists Autobiografie erscheint zunächst wie eine in tragischer Pose vielfach repetierte Klage über die Unvermeidbarkeit eines schweren, unverschuldeten und vom übrigen Leben und Denken gänzlich losgelösten Schicksals, mutiert dann aber zu einem teils larmoyanten, teils zornig-diffamierenden Erfahrungsbericht über die Anonymen Alkoholiker und ist da noch am überzeugendsten, wo Enquist auf Details seiner Kindheit zurückkommt.

### Fehlende Messlatte

Das pauschale Lob, mit dem die Kritik das Buch bisher bedacht hat, hängt mit einem fatalen Manko zusammen. Was neu erscheint, wird selbstbewusst vom eigenen subjektiven Empfinden oder von dem her beurteilt, was das zu Rezensierende selbst an Kriterien mitliefert, während kaum noch jemand bereit ist, Vergleiche zu Früherem anzustellen. Setzt man «Ein anderes Leben» nämlich zu Strind-



«Parsifal aus dem hohen Norden»: Schriftsteller Enquist.

bergs «Inferno», Hamsuns «Hunger» oder Rilkes «Malte Laurids Brigge» in Beziehung – alles Werke, die einen Schriftsteller gnadenlos dem körperlichen und seelischen Verfall aussetzen –, so wirkt, was Enquist liefert, ziemlich oberflächlich, psychologisch unglaubhaft und höchstens von der pathetischen Emphase her konkurrenzfähig. Vollends diskutabel aber wird es, wenn wir Trinkerdarstellungen wie die von Joseph Roth («Die Legende vom heiligen Trinker»), Malcolm Lowry («Under the Volcano») oder Wenedikt Jerofejew («Die Reise nach Petuschki») heranziehen. Bücher, die allesamt die Trunksucht als existen-

zielle Heimsuchung, als tragisches Sein zum Tode und nicht als eine plötzlich hereinbrechende Verdunkelung beschreiben, von der man nach Jahren ebenso plötzlich wieder freikommt.

#### Berührende Kindheitsgeschichte

Wären nicht «Kapitän Nemos Bibliothek» (1991) und «Auszug der Musikanten» (1978), wo fast alles, was da erzählt wird, leicht verfremdet, aber dichterisch sehr viel intensiver vorweggenommen ist, so müsste man die Palme dem ersten Teil des Buches, «Unschuld», zusprechen. Die Urgrossmutter, die nach dem

Tod von sechs Kindern auch noch das letzte töten will, der Grossvater, der mit einem lebenden Fuchs an die Stockholmer Pelztierausstellung fährt, die frömmlicherisch-verhärmte Mutter, die das Kind mit einer pietistischen Art von Gehirnwäsche terrorisiert und mit der Beschwörung des gleichnamigen, kurz nach der Geburt verstorbenen Bruders ein lebenslanges Identitätstrauma in ihm hinterlässt – das sind Figuren, die sich einprägen. Und nicht weniger beeindruckend sind die Erlebnisse des jungen Per Olov selbst, der sich zuletzt gegen die Mutter auflehnt, sich wie ein Süchtiger dem als sündig taxierten Sport zuwendet, vor dem Bild der schwedischen Königin onaniert und bald noch eine dritte Sucht entdeckt: das Schreiben, das ihn erst loslassen wird, wenn die letzte, schwerste Sucht ihn packt: «Er weiss jetzt, dass er eine Suchtnatur ist, und die Hölle kommt immer näher.»

#### Erfolge und Sensationen

Dem zurückhaltend kargen ersten folgt ein zweiter Teil, der unter dem Titel «Ein hell erleuchteter Platz» Enquists Weg über den Spitzensport zum Welterfolg als Romancier und Dramatiker so imposant und selbstbewusst ins Licht stellt, dass sich der Absturz des dritten Teils danach um so spektakulärer ausnimmt. Wenn er seine Erfahrungen mit der DDR und dem Berliner Mai 68, die Begegnung mit Ulrike Meinhof – «brillant, ziemlich süss» – und das Attentat auf das israelische Olympiateam in München schildert, wirkt sein Stil oftmals reisserisch-journalistisch, während sich die US-Premiere von «Die Nacht der Tribaden» zu einer Satire auf den Broadway auswächst und der Bericht über den Roman «Die Ausgelieferten» die Geschichte der von Schweden an Russland überstellten baltischen SS-Leute mit bemerkenswerten Retuschen neu aufrollt. Und die Passagen über Enquists Engagement in der schwedischen Politik? Verlagern wohl weniger durch Schönfärben als durch Weglassen die Gewichte zugunsten des Autors, der sich überhaupt gerne ins Scheinwerferlicht stellt, obwohl er doch vom «anderen», quasi intimen Leben erzählen will.

Wer aber wollte ein Buch kritisieren, das gleich beim Erscheinen zum Klassiker erklärt worden ist? Die exakt recherchierenden Doktoranden einer künftigen Generation von Skandinavisten vielleicht, die Leserbriefschreiberin im *Expressen*, die den eingangs zitierten Artikel als «kompisrecension» («Freundschaftsbesprechung») verdächtige – und Per Olov Enquist selbst, der am 28. Februar 2009 im *FAZ*-Interview wörtlich sagte: «Ich schreibe in dem Buch definitiv ziemlichen Mist über mich.»

Per Olov Enquist: Ein anderes Leben. Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt. Hanser. 544 S., Fr. 43.90



## Wetterbericht der frühen Jahre

Von Peter Rüedi

Ist Free Jazz eine Antiquität? Der tobende Expressionismus oder Vitalismus, in welchem sich in den sechziger Jahren namentlich europäische Musiker gegenseitig die Köpfe einrannten, mag uns heute bizarr erscheinen, aber er hatte Sinn und Folgen. Das Ritual der immer gleich heruntergenudelten Blues- und Songstrukturen hatte sich tatsächlich so überlebt wie heute die Rebellion dagegen. Keineswegs tot ist jedenfalls der vom Free Jazz befreite «freie Jazz», jene Musik, die, ob bei Ornette Coleman oder Jimmy Giuffre, Spuren gelegt hatte, die erst heute so recht wahrgenommen werden, im Spiel einer Generation, die von jenen Pionieren vielleicht gar nichts mehr weiss. Sie ist am Übergang der Aggregatzustände interessiert: den Momenten, in denen sich im verflüssigten Diskurs fragile Partikel auskristallisieren und schnell wieder auflösen. So entsteht eine kleinteilige, variable, immer scheinbar provisorische kollektive Kunst der Improvisation, ein Gleichgewicht von Selbstverwirklichung und Reaktion.

Das ist, versteht sich, weit entfernt von den titanischen Monomanien eines Coltrane. Joe Zawinul zitierte, wenn er an die Anfänge der berühmten Formation Weather Report zurückdachte, gern einen Satz von Charlie Parker: «Nach drei Chorussen ist's doch nur noch Üben.» Den frühen Zeiten von Weather Report, als die Band noch nicht jenen eng an den Beat gezurrten Funk praktizierte, der sie später berühmt machte, widmet der tschechische Bassist Miroslav Vitous seine neue CD. Es findet sich darauf kein einziger Hit aus dem Repertoire der Band, zu der er von der Gründung 1970 bis 1973 gehörte. «Remembering Weather Report» beschwört den Geist, nicht den Buchstaben jener frühen Jahre: einen fabelhaft offenen Jazz mit Franco Ambrosetti (Trompete), Gary Campbell (Tenor), Gerald Cleaver (Drums) und, in drei Stücken, Michel Portal an der Bassklarinette. Die Hommagen an Wayne Shorter (ausgehend von «Nefertiti»), Joe Zawinul («Semina») und Ornette Coleman («Variations on Lonely Woman») sind keine Remakes. Sie denken einen Ansatz weiter, dessen Fruchtbarkeit (siehe oben) sich heute aufs Aktuellste erweist. Kein Klassiker-Kult. Grosse Klasse.



Miroslav Vitous Group:  
Remembering Weather  
Report. ECM 2073  
60251788137 (2)

## Irgendwie tiefschürfend

Jim Jarmuschs «The Limits of Control» ist fantastischer Murks.  
Von Wolfram Knorr



Prätentiös serviertes Futter: Tilda Swinton im Jarmusch-Opus.

Keine Allüren, kein Heckmeck. Der Fremde, der Spanien durchquert, meist im Zug, mal im Taxi und mal zu Fuss, wirkt wie aus Holz geschnitzt. Man könnte auch sagen, wie mumifiziert. Nichts kann seine erstarrte, man könnte auch sagen eingefrorene Mimik in Staunen versetzen. Keine Landschaft, keine Strassen, keine Menschen. Nicht einmal eine Nackte, die sich mit einer Brille als einzigem Bekleidungsstück und einer Knarre als Accessoire auf seinem Hotelbett räkelt und ihn fragt, ob er Sex machen wolle. «Bei der Arbeit», kann der Fremde seinen bleischweren oralen Schliessmuskeln abtrotzen, «gibt's bei mir keinen Sex.» Hoppla! Und nebenbei: Bei welcher Arbeit? Beim Streichholzschachtel-Tausch? Irgendwie muss das tiefschürfend sein. Es handelt sich schliesslich um das neue Opus von Jim Jarmusch, dem Meister kluger und witziger Independent-Filme («Broken Flowers», 2005), die sich wohltuend vom Konfektionskino abheben.

Man mag sich noch so anstrengen, aber «The Limits of Control», eine Studie über Einsamkeit, ist bloss fad, serviert das Futter aber schwer prätentiös. Der Fremde (Isaach De Bankolé) erhält im Flughafen von Madrid von zwei Männern einen Auftrag und eine Streichholzschachtel. Die muss er nun bei jedem weiteren Treff, von Sevilla über ein andalusisches Dorf bis zu einem Haus in der Sierra, eintau-

schen gegen die Schachteln der jeweiligen Kontaktpersonen. In manchen liegen Zettelchen, die der Fremde aufisst. Dazu deklamieren die Fremden, die mit dem Fremden die Schachteln tauschen, Weisheiten. Zum Beispiel: «Das Universum hat kein Zentrum» oder: «Das Leben ist nichts wert». Einer mit Gitarre (John Hurt) erzählt was über Puccinis «Bohème», eine Blondine im weissen Mantel (Tilda Swinton) was über Hitchcock und so weiter. Das Werk beginnt mit einem Rimbaud-Zitat, und der Filmtitel ist ein William-S.-Bourroughs-Zitat über Grenzen von Kontrollmöglichkeiten oder so.

Ist doch klar, dass bei einer solch einschüchternden Bildungsballung Tiefe verzweifelt gesucht wird. Am Ende erfährt man, dass der Fremde ein Killer ist. In einem schwer bewachten Bunker erwürgt er mit einer Gitarrensaite einen Kapitalisten. Bis es so weit ist, sitzt der Fremde meist lange, sehr lange in Cafés und bestellt immer zwei Tassen Espresso! Auf keinen Fall einen doppelten! Vermutlich ist die Nackte auf dem Bett die Lösung des Jarmusch-Rebus: Nachdem der Fremde die Kanone und ein Handy konfisziert hat, mault sie: «Keine Waffen, kein Handy, kein Sex, wie öd.»

The Limits of Control.  
Regie: Jim Jarmusch. USA, 2009

## Das bessere und billigere Kino

TV-Serien sind das innovativste Genre geworden. Ein kleiner Führer durch das aktuelle Angebot. Von Jürg Zbinden

Werden «Benissimo» oder «Deal or No Deal» die einheimische Fernsehlandschaft mit Glanz und Gloria verändern? Der «Samschtig-Jass», «Music Star», «5 gegen 5» oder «Al dente»? Wohl kaum. Diese Sendungen teilen sich die Selbstgefälligkeit eines Fertigfondues: «Alles ist schon drin, und es gelingt immer.» Zum Glück gibt es spannende Serien – Importen aus den USA sei Dank.

Welche machen uns zu Stubenhockern, was ist wirklich gut?

Der erste Kanal des Schweizer Fernsehens beschert den Zuschauern Konservatives (Tele-novelas) und Konserven («Derrick»). Auf Experimente hat SF zwei das Monopol. Nachmittags laufen dort zwar noch die Sitcoms «Friends» und «Will & Grace», aber ab 17.25 Uhr wird aus harmloser Heiterkeit ganz normaler amerikanischer Wahnsinn: Homer, das Familienoberhaupt der Simpsons, weiss vermutlich nicht, wie «Krise» buchstabiert wird. Doch am Erfinder der senfgelben Geldmaschine, Matt Groening, ist den Banken ein CEO verlorengegangen. «Die Simpsons» abzusetzen, wird kein Programmdirektor wagen, schliesslich huldigen auch die Nachbarsender von Pro Sieben über RTL bis ORF dem animierten Massenkult.

### Alec Baldwin glänzt

Wochentags zeigt SF zwei die Premierenstaffel der fulminanten Sitcom «30 Rock». Das Konzept verantwortet die Hauptdarstellerin Tina Fey, jene *comédienne*, die 2008 als Imitatorin von Sarah Palin Aufsehen erregte. Fey avancierte überdies 1999 zur ersten Chefautorin der NBC-Comedyshow «Saturday Night Live». «30 Rock» leuchtet hinter die Kulissen der (fiktiven) NBC-Livesendung «The Girlie Show». Tina Fey hat die Rolle der Chefin des Autorentams inne: Liz Lemon ist eine schlagfertige Mittdreissigerin mit einem Sensorium für die Tücken des Alltags und einen Boss (Alec Baldwin), den sie abwechselnd bedauert und bewundert.

Der begabteste, attraktivste der «Baldwin Brothers» (Alec, Daniel, William und Stephen) glänzt wie zu besten Zeiten auf der Leinwand. Die Frotzeleien und das Getändel zwischen den Hauptakteuren mit anzusehen, ist ein Hochgenuss. «30 Rock» (produziert im GE

Building, 30 Rockefeller Plaza, daher der Name) wurde 2007 als beste Comedyserie des Jahres mit einem Emmy ausgezeichnet, 2008 und 2009 wurde die Serie mit Golden Globes überschüttet. In der bis dato umwerfendsten Episode kommt ein degenerierter Habsburger Prinz zu Tode, und Gaststar Isabella Rossellini als Exfrau von Baldwin geht Tina Fey an die Gurgel.

Der zweite Wurf ist eine sogenannte «Dramedy», ein TV-Hybrid aus Drama und Comedy. Am Sonntagabend (SF zwei) bekommt die heile Welt Risse: «Breaking Bad» hat einen hochbegabten Chemielehrer, bei dem Lungenkrebs im fortgeschrittenen Stadium diagnostiziert wird, zum Antihelden erkoren. Ebenso schonungslos wie anrührend verkörpert wird Walter White von Bryan Cranston (dem dusseligen Vater aus der Comedyserie «Malcolm in the Middle»). Um seiner schwangeren Frau und seinem körperlich behinderten Sohn die Zukunft zu sichern, baut er sich ein Doppelleben auf und wird zum «Koch». Er stellt die Droge Crystal Meth her, die einer seiner ehemaligen Schüler, Jesse (Aaron Paul), auf der Strasse vertickt.

### Drastisch, dramatisch, komisch

Die Dealer und ihr Geschäft waren seit der herausragenden HBO-Serie «The Wire» (die hierzulande leider nur im Digitalfernsehen lief) nicht mehr so packend. Beileibe kein Stoff für zimperliche Zuschauer. Als Jesse merkt, dass sich White einer Chemotherapie unterzieht, sagt er: «Du siehst aus, als seist du aus der Mikrowelle gekrochen.»

Bei aller Drastik ist die «Dramedy» zum Schreien komisch. Eine zur Familie gehörende Kleptomantin und ihr sexistischer Ehemann,

ein von Shania Twain schwärmender Drogenfahnder, entwickeln sich zu Nervensägen, die man nicht missen möchte. Und anstatt dass Walter White einen Dealer endlich aus dem Weg räumt, macht er ihm belegte Brote.

### Ganz grosses Fernsehen

«Breaking Bad» ist ganz grosses Fernsehen, das vor Augen führt, was Serien den heutigen Kinofilmen voraushaben. Die lange Laufzeit gibt der Dramaturgie nachhaltige Mittel in die Hand, ein raffinierter Aufbau der Figuren und des Plots ist die Konsequenz. Im Kino herrscht hingegen der schnelle Schnitt, von «007» bis zum «Terminator». Alle Action-Blockbuster frönen der Raserei, Filme wie «The Fast and the Furious» machen das Tempo gar zum banalen Inhalt.

Innovationen finden sich heute eher beim oft belächelten Pantoffelkino (etwa in der Westernserie «Deadwood» und der im New York der sechziger Jahre spielenden Dramaserie «Mad Men»).

Wie lange eine Serie lebt, das entscheidet am Ende das Publikum, in erster Linie das amerikanische.

Und das ist zum Glück besser als sein Ruf.

SF zwei zeigt «Breaking Bad» am späteren Sonntagabend, «30 Rock» läuft montags bis freitags um 17.50 Uhr, jeweils in Zweikanalton. Die erste Staffel, mit deutschen Untertiteln, ist auf DVD erhältlich von Sony («Breaking Bad») und Universal («30 Rock»).



Doppelleben eines krebskranken Chemielehrers: TV-«Dramedy» «Breaking Bad».



## Elterngespräch

Eidenbenz hatte mit seinem Sohn schon immer erzieherische Schwierigkeiten. Aber dass ihn der Klassenlehrer zu einem Gespräch bat, das war noch nie vorgekommen. «Doppelpass», Folge 29. Von Charles Lewinsky

So ein Schulhaus am Abend hatte eine seltsame Atmosphäre. Nicht nur wegen der fahlen Beleuchtung. Ohne den Lärm der Schüler fehlte etwas, und die eigenen Schritte erschienen einem viel zu laut. Irgendwie feierlich.

Weit und breit kein Mensch. Nur irgendwo weiter oben übte jemand Geige. Immer die gleiche Passage und jedes Mal mit dem gleichen falschen Ton am Ende.

Eigentlich war es ja Verschwendung, dachte Eidenbenz. All diese vielen Räume, die nach Unterrichtschluss leer standen. Man musste einmal überlegen, wie man die sonst noch nutzen konnte. Wirtschaftlich denken. Schliesslich wurde das alles mit Steuergeldern bezahlt.

An den Haken vor den Schulzimmern überraschend viele Jacken und Taschen. Obwohl doch um diese Zeit gar keine Schüler da waren. Liessen ihr Zeug einfach hängen, und wenn es wegkam, war es ihnen auch egal. Eine verwöhnte Generation.

Zimmer 112 im ersten Stock.

Warum musste man sich eigentlich in einem Klassenzimmer treffen? Gab es hier keine Büros? Viel zu viele wahrscheinlich. Die Verwaltung machte sich überall breit.

In das Geländer der breiten Treppe hatten sie Metallkugeln eingelassen. Damit man nicht hinunterrutschen konnte. Manche Dinge änderten sich nie.

Zimmer 110. 111. 112.

Klasse V c. Dr. Benedikt Vögeli.

Anklopfen? Er war ja kein Bittsteller. Man hatte ihn herbestellt. Hergebenen. Es sei wichtig, hatte Vögeli gesagt.

Wenn es nur nach seinem Kalender gegangen wäre, hätte Eidenbenz auch früher da sein können. Aber Philipps Klassenlehrer sollte nicht meinen, er brauche nur zu pfeifen und schon komme man angerannt. «Halb neun», hatte er gesagt. «Früher geht es wirklich nicht.» Er hatte im Büro sogar noch Zeit totschlagen müssen. Aber Vögeli sollte ruhig auch einmal Überstunden machen. Diese Herrschaften hatten ein viel zu leichtes Leben mit ihren permanenten Ferien.

Das Neonlicht, als er den Schalter endlich gefunden hatte, erschien ihm viel zu grell. Wo er sowieso schon Kopfschmerzen hatte. «Das



kommt vom Stress», hatte Gertsch gesagt. Man hatte einfach zu viel um die Ohren.

Man musste sich das Zimmer nur ansehen, um zu wissen, was dieser Vögeli für ein Lehrer war. Die Stühle und Tische in unordentlichen Gruppen zusammengestellt. Wie für eine Plauderstunde. Und das waren die Lektionen bei Philipps Klassenlehrer wohl auch: Plauderstunden.

Vögeli, da war sich Eidenbenz ganz sicher, war einer von diesen neumodischen Pädagogen, die ihre einzige Aufgabe darin sahen, den Schülern das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Unterhaltung statt Unterricht. Da konnten sie ja gleich einen Fernseher vorne hinstellen. Und jedem Schüler eine Fernbedienung hinlegen.

Warten liess er ihn auch. Um halb neun waren sie verabredet, und jetzt war es schon... Na schön, wirklich zu spät war Vögeli nicht. Aber wer einen Eidenbenz erwartet, hat ein bisschen vor der Zeit da zu sein. Das wäre nur anständig gewesen.

An der Wand Fotos von dieser peinlichen Schulaufführung. Maria mit dem ausgestopften Schwangerschaftsbauch. Josef in seinem weissen Nachthemd. Und Philipp als «Gmeindsmuni» in Eidenbenz' gutem Berner Anzug. Daneben, ganz unpassend, der Farbdruck von einem Bild, das schon zu seiner Zeit altmodisch gewirkt hatte. «Pestalozzi in Stans». Von Albert Anker, wenn er sich recht erinnerte. Man kam so wenig dazu, sich mit kulturellen Dingen zu beschäftigen. Der Blocher hätte ihm das sagen können.

«Schön, dass Sie die Zeit gefunden haben.»

Vögeli war ins Zimmer gekommen, genau

mit dem Halbstundenschlag von der Kirche nebenan. Er begrüßte Eidenbenz auf eine aufdringlich herzliche Weise. Umschloss seine Finger dabei mit beiden Händen, wie man es sonst nur bei einem Beileidsbesuch tut oder wenn man sich auf ein Geschäft geeinigt hat.

«Sind Sie allein gekommen?»

«Meine Frau ist gesundheitlich nicht in der Lage.»

«Ach so. Natürlich. Tut mir leid.»

Er hatte Sonja nichts von Vögelis Anruf gesagt. Man musste ihr Aufregungen ersparen. Auch wenn sie offiziell wieder als gesund galt, konnte man sie noch nicht wirklich in die Öffentlichkeit mitnehmen. Die Geschichte hatte sie verändert. Nicht unbedingt zum Besseren, schien ihm. Sie war so unangenehm direkt geworden.

«Bitte nehmen Sie doch Platz», sagte Vögeli und rückte ihm einen Stuhl zurecht. Er selber setzte sich hinter einen Tisch, der wohl seiner war, aber sich von denen der Schüler überhaupt nicht unterschied. «Ein Fehler», dachte Eidenbenz. Autorität muss man auch demonstrieren. Vor seinem Schreibtisch im Büro kam sich jeder Besucher winzig vor.

Vögeli räusperte sich mehrmals, wie es schlechte Redner tun, wenn sie im letzten Moment Angst bekommen, ihren Text nicht richtig gelernt zu haben. «Es geht um Ihren Sohn», sagte er schliesslich.

Am liebsten hätte Eidenbenz «Was für eine Überraschung!» gesagt und sein patentiertes Lachen losgelassen. Weshalb sonst sollte ihn Philipps Klassenlehrer hergebenen haben? Um ihn wegen eines Tickets für den nächsten Match des Vereins anzuschmorren? Um ihn als





Mitglied bei den Sozis anzuwerben? Natürlich ging es um seinen Sohn.

«Ich mache mir Sorgen um ihn», sagte Vögeli. «Als Klassenlehrer hat man eine besondere Verantwortung. Noch ist ja keine Gefahr, aber irgendwann könnte sogar die Versetzung gefährdet sein. Wenn es noch viel länger dauert.»

«Wenn was noch länger dauert?»

«Sein Problem.»

Wahrscheinlich redete Vögeli von Philipps Kifferei. Hatte das also doch noch mitgekriegt. Obwohl er damals die Ausrede von der Pilzvergiftung voll geglaubt hatte.

«Deswegen wird er ja nicht gleich eine Ehrenrunde drehen müssen. Bisher hatte er doch immer ganz anständige Noten, scheint mir. Besser als meine damals auf jeden Fall, hahaha.» Kleine Scherze lockern die Atmosphäre.

«Natürlich. Philipps Zeugnisse waren immer mehr als ausreichend. Bisher. Obwohl sie noch viel besser hätten sein können, wenn er sich ein bisschen mehr einsetzen wollte. Aber dieses Problem hat man oft bei wirklich begabten Schülern. Das Lernen fällt ihnen zu leicht, und darum meinen sie, es müsse immer alles von selber gehen. Darum versuche ich ja auch immer, ihn für zusätzliche Projekte zu begeistern. Wie dieses Theaterstück.»

«Ja, ja», sagte Eidenbenz ungeduldig. Es gibt Dinge, an die wird man nicht gern erinnert. Schon gar nicht von einem Herrn Vögeli. «Wenn ich Sie recht verstehe, erwarten Sie also, dass Philipps Noten schlechter werden.»

«Es ist fast unvermeidlich.» Vögeli klang jetzt seltsam schuld bewusst. «Sosehr ich auch Verständnis für seine Lage habe.»

Was für eine Lage? Dass sich diese Leute nie klar ausdrücken konnten. Aber Deutsch unterrichten!

«Ich werde natürlich nachhelfen, wo ich kann», fuhr Vögeli fort. «In meinem Fach kann man auch mal eine halbe Note aufrunden. Oder sogar eine ganze. Aber in den exakten Fächern wird er dieselben Prüfungen schreiben müssen wie alle andern. Und da wird ihm, je länger es dauert, immer mehr Stoff fehlen. Ich habe mit dem Kollegen gesprochen, der Physik und Chemie unterrichtet, und da ist nur schon in den zwei Wochen eine ganze Menge zusammengekommen. Das kann man auch mit der schnellsten Auffassungsgabe nicht so einfach nachholen. Haben Sie eine Ahnung, wie lang es noch dauern wird?»

«Was?»

«Vielleicht hat Ihr Arzt ja schon eine Prognose stellen können. Obwohl das gerade bei dieser Krankheit anscheinend sehr schwierig ist. Ich habe mich im Internet ein bisschen kundig gemacht.»

Krankheit? Was für eine Krankheit?

«Ich hätte ihn ja gern mal besucht», sagte Vögeli. «Wirklich sehr gern. Aber wie man liest, ist es sehr ansteckend. Das hätte ich meinen anderen Schülern gegenüber nicht verantworten können.»

Hier war etwas faul. Mehr als faul. Hier stank etwas zum Himmel. Philipp war nicht krank. Der war bestens im Schuss. So gut man das in seinem Alter sein konnte, wenn man kein Interesse am Sport hatte und jede Nacht wer weiss wie spät nach Hause kam. Und sein Lehrer faselte da etwas von ärztlicher Prognose und Klasse wiederholen.

Jetzt gar keine Überraschung zeigen. Nicht hineinschiessen. Was immer da los war – Vögeli schien davon auszugehen, dass er Bescheid wusste.

Eidenbenz fasste nach dem kleinen Gummiball in den Vereinsfarben, den er wie immer in der Hosentasche trug, und fragte mit der ruhigsten Stimme, die er hinbekam: «Findet man im Internet wirklich so viele Informationen darüber?»

«Unwahrscheinlich. Man könnte sich fast den Doktor sparen. Ich war sehr beruhigt, überall zu lesen, dass diese Form von Hepatitis fast immer vollständig ausheilt. Vor allem bei jungen Menschen.»

Hepatitis. Aha.

«Was war es jetzt schon wieder? Typ A oder Typ B? Das ist das Problem beim Internet: Man merkt sich die Dinge nicht richtig, weil man sie ja jederzeit wieder nachschlagen kann. Egal. Aber eben, Ihr Sohn. Er hat einen guten Kopf, und wenn er sich Mühe gibt, kann er eine ganze Menge Stoff zügig nacharbeiten. Aber es ist jetzt schon die dritte Woche.»

«Dass er nicht zum Unterricht kommt?» Eidenbenz versuchte, die Frage so zu stellen, als ob es eigentlich gar keine Frage wäre, sondern nur so eine Konversationsfloskel. Als ob er selbstverständlich Bescheid wüsste über die Krankheit seines Sohnes. Dass der völlig gesund war, konnte er immer noch sagen.

«Eben», sagte Vögeli.

Aber Philipp ging doch jeden Tag zur Schule. Zumindest verliess er pünktlich das Haus. Eidenbenz versuchte, sich die letzten Wochen in Erinnerung zu rufen, aber auch im Rückblick fiel ihm nichts Ungewöhnliches auf. Ausser vielleicht, dass Philipp, wenn er ihn beim Morgenessen angetroffen hatte, immer überraschend guter Laune gewesen war. Geradezu gesprächig. Und das war, wenn er einen Schultag vor sich hatte, bei seinem Sohn keineswegs selbstverständlich.

«Augenblick. Ich muss es hier irgendwo ...» Vögelis Stimme klang gepresst. Er hatte sich gebückt und suchte in einem Schubfach nach etwas. «Ah, da ist es ja.»

Aus einem Umschlag nahm er einen Brief und überflog ihn. «Diesmal werde ich es mir merken. Typ B.»

«Darf ich mal sehen?»

Ein ärztliches Zeugnis. Maschinengeschrieben und mit unleserlicher Unterschrift. Auf dem Briefpapier von Dr. Gertsch. Von seinem alten Dienstkollegen, der jetzt sein Hausarzt war. Hepatitis Typus B. Asymptomatischer Verlauf. Hochgradig infektiös. Je nach Krankheitsverlauf mehrere Wochen.

Aber Philipp war doch jeden Tag zur Schule gegangen.

Oder irgendwohin.

Folge 30 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche



## Ein helles Werk

Die Coiffeuse Tanja Müller, 43, und der Galerist Beat Schöneck, 46, heiraten im September. Gemeinsam überlisteten sie das Schicksal.

**Beat:** Als Teenager gingen wir in Basel in den gleichen Jugendtreff und verkehrten in derselben Clique. Tanja war das schönste Mädchen der Region. Sie war mit meinem besten Freund zusammen. Wenn sich dieser schlecht benahm, war ich ihr Tröster.

**Tanja:** Der gesellschaftliche Status eines Mannes war mir nie wichtig. Aber in jungen Jahren lässt man sich als Frau von grossen Worten blenden und entscheidet sich darum eher für ein Alphantier.

**Beat:** Unterbewusst verschleiert der Blick auf eine mögliche Familienplanung den Blick für das Wesentliche. Komischerweise dachte ich früher immer: Kinder und Familie sind etwas für die Erfolgreichen, für jene mit den teuren Autos und den schönen Häusern.

**Tanja:** Ich heiratete jung und wurde Mutter von zwei Töchtern. Die Zeit zwischen zwanzig und dreissig ist wichtig: Man macht persönliche Veränderungen und Entwicklungen durch. Irgendwann wachte ich auf und kam zum Schluss, dass ich mich nicht mehr unterordnen will. Ich wollte sagen können, was ich denke und fühle, und auch das ging mit meinem Ex-Mann nicht. Die Trennung war unvermeidbar.

**Beat:** Ich vernahm von einem gemeinsamen Kollegen, dass Tanja wieder allein ist. Ein paar Tage später sagte mir der gleiche Kollege, er habe Tanja informiert, dass ich mich ebenfalls von meiner Freundin getrennt habe, und ihre Antwort sei gewesen: «Interessant.» Also fasste ich mir ein Herz und rief sie an. Ich bin gelernter Maler. Sie war gerade dabei, die Wohnung neu zu streichen. Sie wollte mich – logischerweise – sofort sehen.

**Tanja:** Er sah toll aus. Das war mir bisher gar nicht aufgefallen. Ich kochte, gab ihm viel zu trinken, und der Rest ist Geschichte. Die Wohnung strich er fertig, bevor wir am nächsten Morgen im selben Bett aufwachten. Das ist jetzt zwölf Jahre her.

**Beat:** Eine Frau wie Tanja – liebenswürdig, herzlich und schön – habe ich gesucht, seit ich sie im Jugendtreff zum ersten Mal sah und sie unerreichbar für mich war. Wenn man so will, kamen wir durch ein Hintertürchen zueinander. Das macht die Sache umso erfreulicher, weil wir das Schicksal überlisteten. Am über-



«Die Gewissheit, dass wir zusammen alt werden»: Brautleute Müller und Schöneck.

nächsten Tag lud mich Tanja zum Brunch ein. Am Abend zuvor hatte ich zu viel getrunken. Ich rief sie an, um ihr umständlich zu erklären, dass ich zu Hause bleiben werde. Sie unterbrach mich: «Aber du kommst doch, oder?» Ich hörte mich antworten: «Natürlich, Schatz, ich bin gleich bei dir.» Da wusste ich, dass es um mich geschehen war.

**Tanja:** Bald darauf informierte ich meine kleinen Töchter, dass ich verliebt bin. Die eine kroch vor Schreck unter den Esstisch, die andere sprang freudig umher. Mein Ex-Mann machte in der ersten Zeit noch Probleme.

**Beat:** Heute liebe ich die Mädchen, als wären es meine eigenen Kinder.

**Tanja:** Beat ist ihnen der beste Vater der Welt und mir der liebste Partner, den man sich vorstellen kann. Die Kinder, die Katzen, die Lust an Gesellschaftsspielen, das Joggen und das Walken, unsere Freunde verbinden uns und die Gewissheit, dass wir zusammen alt werden.

**Beat:** Ein solches Liebesglück mag manchen kitschig erscheinen und andere provozieren:

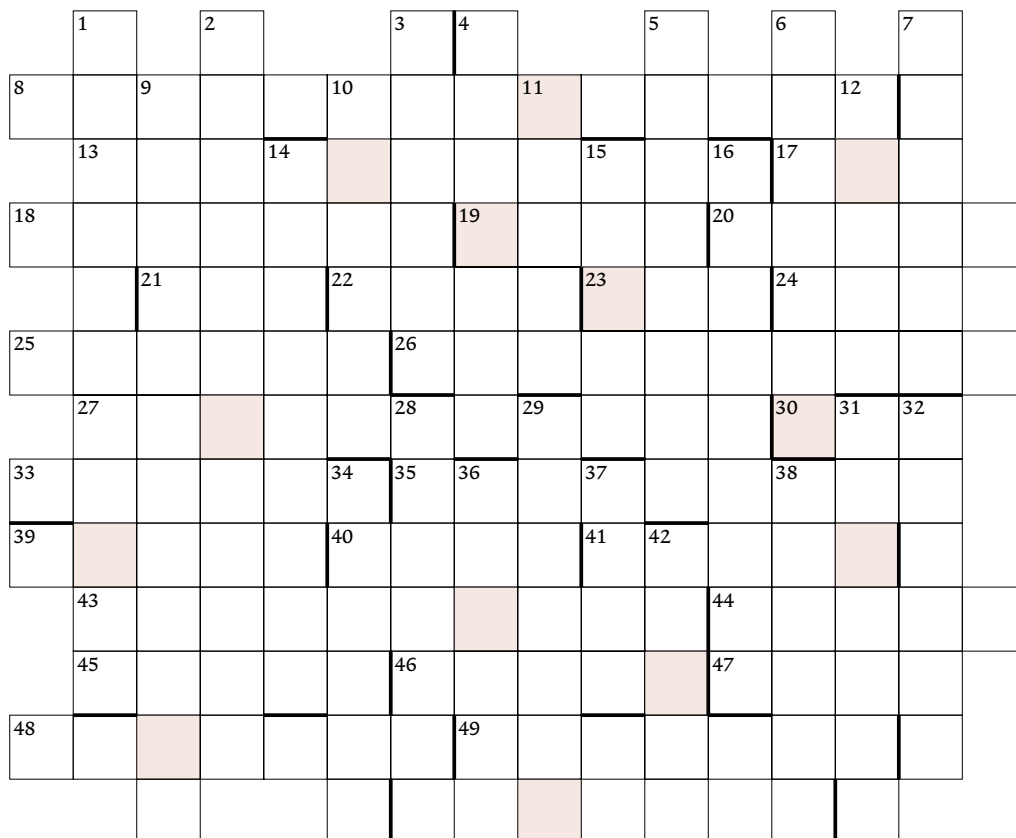
Ich kenne das aus der Kunstwelt. Man sagt, das Leid und die Zerrissenheit würden interessantere Inhalte und mehr Raum für Interpretationen zulassen. Ist ein Künstler rundum zufrieden, sehen auch seine Bilder danach aus. Es spricht niemand darüber: Trotzdem sind es die hellen Werke, die sich besonders gut verkaufen.

**Tanja:** Ich fühle mich mit Beat schon lange verheiratet, jetzt machen wir es offiziell. Auch damit das Rechtliche abgesichert ist. Ein wilder Polterabend mit meinen Freundinnen gehört dazu.

**Beat:** Unsere Heirat ist ein Statement nach aussen und auch ein Grund, um eine zweitägige Riesenparty zu veranstalten. Wir bringen alle hundert Gäste in einem abgelegenen Nachtlager unter. Damit sich niemand vorzeitig aus dem Staub machen kann.

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**.

Mit Dank an [www.limousinen.ch](http://www.limousinen.ch)



**Lösungswort** — Die Blinde wirft ihr Schwert in die Waagschale

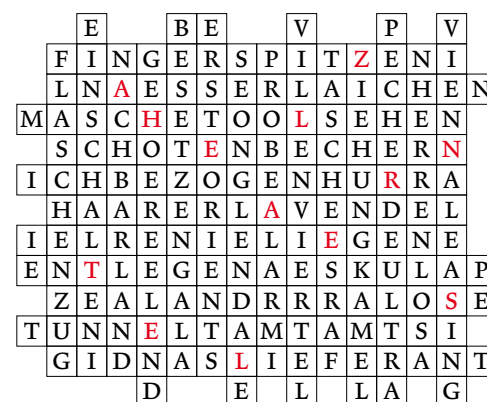
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — (v. h. = von hinten) **8** Der tiefe Blick ins Innere lässt sich nicht leicht verdauen. **13** Uriah Heeps bezaubernde Literaturwurzeln. **17** Drei Römerstriche einige Jahrhunderte später. **18** Warum ist alternativ zu mehr als der Hälfte in Frage gestellt. **19** Ein seltsam entknotetes Seil bei Gott-helf. **20** Wem Lunete zu Laudine verhilft. **21** Bringt jede Kur in Schräglage. **22** Ein Batzen in der Krone. **23** Dem Cañon fehlt nicht nur das diakritische Zeichen. **24** Der Pot ist hier nicht top. **25** Quälmethod von pädagogischen Tyrannen. **26** Er bringt mit Schreiben Steine unter Druck. **27** Damit nimmt der Schweizer das Auto, der Deutsche den Bus. **30** Der stumme Pan mit Hut. **33** Hier wird erst die Rückseite gebraten. **35** Knöllchensünderzentrale. **39** Nützlich bei Selbstwortlosigkeit. **40** Ist bei Franzosen einfach augenfällig. **41** Z. B. auch Ochsenauge oder Dachhecht (v. h.). **43** Schlangenhäuptiges Raubblatt. **44** Was aus dem Munifluss geworden ist. **45** Umstrukturiert macht sich das Gestein zum Affen. **46** Deutscher Eisenklumpenfluss. **47** Warme Richtung. **48** Kleingespenstiger Vorna-me (v. h.). **49** Einwilligung, modal verbal.

**Senkrecht** — (v. h. = von hinten) **1** Frontale Aktivität des plastischen Aufschneiders. **2** Früher war die Schlachtbank eine runde Sache. **3** Was beim Trommeln anatomisch ins Strudeln gerät. **4** Literarisch genobelter Erstgri-che. **5** Auch Aurora wohnt im Lincolnland. **6** Das tiefere Ziel aller Fragen. **7** ‘Gigampfe, Wasserstampfe’ war nur teilweise seine Philosophie. **9** Das Marroni des Serienfreundes ist ungenießbar. **10** Damit wird vor allem im Baskenland geballert. **11** Mit ihrer Erweiterung geht der Weste der Bart ab. **12** In schwedischer Variante ist die simpelste Pizza göttlich. **14** Der Stimmgewaltige klang fast wie kaputte Pfauen. **15** Akustisch symmetrischer Ölbaum. **16** So ein ähh..., wie hiess es noch? **28** Da kommt niemals Land in Sicht. **29** V. h. konstruierte er Flugis, v. v. klingts nach Fahrradfutsch. **31** Pontresinas Silberpiz. **32** Litt jahrelang unter Dadaismus. **34** Jetzt ist die Vorderseite von 33 Waagrecht an der Reihe. **36** Bibiblock. **37** Eine Form von Landwirtfangis für Übervorteiler. **38** Konstruktiver Frischling (v. h.). **42** Richard wollte (sich) da-rauf setzen als er sein Königreich dafür bot.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 120**



**Waagrecht** — 7 FINGERSPITZEN (...gefühl) **14** NAES-SER (Bett...) **15** LAICHEN (Leichen) **17** MASCHER (Bett...) **18** TOOL (= engl. Werkzeug) **19** SEHEN («Neapel ... und sterben») **20** SCHOTEN (Pfeffer...; Segellei-nen) **21** BECHERN **23** ICHBEZOGEN **26** HURRA («... die Schule brennt!» mit Heintje) **27** HAARE («sich die ... raufen») **28** LAVENDEL (in «Olav Ende leichter») **30** EINERLEI («zweierlei Mass») **31** LIE-GEN **33** ENTLEGEN (ent-legen) **36** AESKULAP (er wurde vom Blitz erschlagen) **39** ZEALAND (New ... = Neuseeland) **40** RRR (rarissimus = sehr selten; in «Geschirrragal») **41** ALOSE (= Maifisch; praktisch ausgestorben) **42** TUNNEL (Karpa...) **43** TAMTAM (Flan; Gong) **44** TSI (v. h. ist) **45** GIDNAS (sandig) **46** LIEFERANT («lifere statt lafere»)

**Senkrecht** — **1** EINSCHALTEN (sich ...; d. Stromkreis schliessen) **2** BESETZEN (Toilette) **3** ERSTE (österr. Band «... Allgemeine Verunsicherung») **4** VILLEN-VIERTEL **5** PECH (... vogel; Glückspilz) **6** VIENNA (= Wien; Film «The third man») **7** FLASCHENZUG **8** NACHBARLAND (nach Bar-Land) **9** GEHOERE (ich ...) **10** SEON (Ort im Kt. AG; höchste Erhebung Bampf) **11** PROBEALARM (Probe = Prüfung) **12** TA-SCHKE («in die eigene... wirtschaften») **13** ZIEHUNG (... der Lottozahlen) **16** HERRENLOS (Herren-Los) **22** ERDE **24** ORIENT (...express) **25** GLENDALE (Friedhof) **29** LEASING (Lea sing!) **32** ESRA (Bibel-buch) **34** ELEND (in «Opelende») **35** GALA (Dalís Frau; Gerberkäse; Frauenmagazin) **37** KAMEL (Zunft zum Kämbel) **38** ULTRA (...marin)

**Lösungswort** — ZAHLENRAETSEL

# EMS

## WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Polymere Werkstoffe,  
Feinchemikalien/Engineering



*Alle Zeit der Welt – seit 1760*



BEYER CHRONOGRAPH SÉRIE LIMITÉE.

**BEYER**

UHREN & JUWELEN  
BAHNHOFSTRASSE 31 • ZÜRICH  
TEL +41 (0)43 344 63 63 • WWW.BEYER-CH.COM